

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Südwaffenliste	148
Vier Briefe von Gustav Freytag	148
Die Philosophen in Genf. Von Samuel Saenger	154
Delajquez. Von Eberhard Freiherrn von Bodenhausen	161
Riffschirwo. Von Edwin Emerson	164
Tuffonen in der Chemie. Von Pluto	168
Pro domo et Hibernia	172

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft
Friedrichstraße 10.

1904.



KUPFERBERG GOLD.

Deutsches
Erzeugnis.



Werkstätten f. Wohnungseinrichtung
München · Karl Bercht · Arcisstr. 35

Kunstgewerbliche Arbeiten · Möbel jeder Art · bürgerlich
einfache Ausstattung einzelner Räume, Speisezimmer,
Bureaux, Geschäftsräume, Landhäuser etc. nach Ent-
würfen von W. v. Beckerath, H. Niemeyer und K. Bercht.

Specialität: Wiener Herren-Moden nach Mass.
Damen-Costume und Paletots H. Geduldig.

Berlin W., Potsdamer-Strasse 101/103, Fernsprecher Amt 6a, No. 12603.

Assim

Cigaretten

Mit wertvollen
Coupons

10 Stück 30

in jedem
Carton!

GEORG. A. JASMATZKI AG. DRESDEN.

GRÖSSTE DEUTSCHE
CIGARETTEN-FABRIK

Inseraten-
Annahme für "Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10
sowie durch sämtl. Annoncen-Expeditoren.



Berlin, den 29. Oktober 1904.

Südwestafrika.

Am vierundzwanzigsten Oktober wurde in Berlin wieder eins der Denkmale enthüllt, die kultivirten Menschen die Thiergartengegend verleiden. Diesmal war Roon das Opfer. Der übliche Pomp; die übliche Phrasenparade. Von Roon hat selbst Ranke, der doch kein mißvergünstigter Frondeur war, gesagt: „Als ein großer Mann kann er überhaupt nicht gelten. Aber er war brauchbar und dem König sehr hilfreich, um seine Ideen durchzuführen; wacker im Streit, in der Konversation nicht ohne Geist.“ Doch wer in Stein gemeßt ist, muß ein großer Mann sein; wenigstens am Tage der Denkmalsenthüllung. Herr von Einem, der, als Kriegsminister, die Feierrede hielt, wußte, was er der Weishestunde schuldig war. „Der große Kaiser“. Roon steht neben Scharnhorst und Boyen; „in der Reihe der Dritte, aber wahrlich nicht der Letzte.“ Trotzdem er nur „die für die Armee gehegten Pläne seines Königs ausgeführt hat“. Sein größtes Verdienst — daß er Bismarck fand und den verzweifelnden König überredete, den gehassten Junker an die Spitze der Regierung zu stellen — wurde natürlich nicht erwähnt. Paßt auch nicht in die herrschende Handlangerlegende. „Kaum eine andere Nation hat eine Stätte so glorreicher Erinnerungen aufzuweisen.“ Und so weiter. Der Grundgedanke: Roons sorgliche Voraussicht hat die stete Bereitschaft des Heeres gesichert, hat bis ins Kleinste Alles so unverrückbar fest organisiert, daß die preussische, die deutsche Armee immer gerüstet war, „für die Ehre, Würde und Unabhängigkeit des Vaterlandes die höchste Kraft einzusetzen“; und dieses heilige Vermächtniß. . . Das wurde mittags gesprochen; vom Kriegsminister vor den Ohren des Kanzlers, des Generalstabschefs, des Staatssekretärs im

Reichsmarineamt. Am Abend des selben Tages lasen wir die offiziös verbreitete Botschaft: leider sei es unmöglich, die zur Niederwerfung des Aufstandes nöthige Truppenzahl nach Südwestafrika zu schicken, denn die Landungsverhältnisse seien in Swakopmund so schlecht, daß die Soldaten nicht vor den letzten Januartagen an Land kommen könnten; rathsam sei deshalb, die beiden fürs Hereroland zu formirenden Bataillone erst im November und Dezember abgehen zu lassen. Von heiligen Vermächtnissen, von der Ehre, Würde und höchsten Kraft des Vaterlandes war in dieser Notiz nicht die Rede.

Wenn wir vernähmen, England, Rußland, Frankreich, irgend eine Großmacht könne ihre zur Besiedelung ferner Gebiete ausgewanderten Kinder nicht schützen, nicht die zum nothdürftigsten Schutz ausreichende Truppenzahl landen: ein Hohngelächter würde der Kunde als Echo folgen. Und ein Dank an die Vorsehung, daß solche Lotterwirthschaft bei uns nicht möglich ist. Jetzt? Die liebe öffentliche Meinung ist mit der neuesten Kanaldummheit der Russen, mit Oyamas Heldenruhm und der Narrheit des Grafen Pückler beschäftigt und hat keine Zeit, sich um Südwestafrika zu kümmern. Wozu auch? Wir haben die beste Heeresorganisation der Welt, eine Flotte, vor deren Anblick John Bull das Herz in die Hosen fällt, und so glorreiche Erinnerungen wie kaum eine andere Nation. Daß in Swakopmund die Mole nichts taugt, ist ja unangenehm; aber die Firma Woermann hat für ihre auf Vöschung wartenden Dampfer schon mehr als drei Millionen Mark Liegegelder gefordert und erhalten und es wäre unklug, durch übereilte Truppentransporte diese Summe noch zu erhöhen. Auch da drüben wirds wieder ruhig werden. Gegen Elementarereignisse ist nun einmal kein Kraut gewachsen; und Niemand dafür verantwortlich zu machen, daß eine Mole unbrauchbar geworden ist.

Wirklich Niemand? Ich bin anderer Meinung. Seit Jahren wird über die Landungsverhältnisse in Swakopmund geklagt. Schon in Kolonialschriften aus dem Jahr 1898 ist zu lesen, daß die kleinen Schiffe der Woermann-Linie zum Vösch der Ladung ungefähr vierzehn Tage brauchten. Dann hörten wir, nun werde ein brauchbarer, dauerhafter Hafendamm gebaut. Ist er nicht fertig geworden oder war die Anlage so jämmerlich, daß er nach drei Jahren schon wieder völlig versagt? Ich weiß es nicht, kann mich überhaupt, da ich nie in Deutsch-Südwestafrika war und von der Literatur nicht viel mehr als die Schriften von François, Bülow und Leutwein kenne, nicht für sachverständig ausgeben. Weiß aber, daß auch die Herren, die in der Wilhelmstraße das Geschick dieser unglücklichen Kolonie bestimmen, das Land nicht kennen. Weiß, daß sie für Südwestafrika nichts gethan haben, weiß ihnen

nur darauf ankam, dem Reichstag Rentabilitätsberechnungen vorzulegen, wie sie kein Bankdirektor ungestraft wagen dürfte. Und weiß, daß drüben seit fast einem Jahr Krieg geführt und die Lage für die deutschen Ansiedler und das deutsche Ansehen von Tag zu Tag gefährlicher wird, weil die Vorbereitung für den Kriegsfall in skandalöser Weise vernachlässigt war.

Herr von Trotha ist nicht schuldig. Er kam mit unzureichender Mannschaft und fand die schwierigste Situation. Vor ihm war der Oberst Dürr — der inzwischen, wie hier vorausgesagt worden war, Flügeladjutant des Großherzogs von Baden geworden ist — drüben gewesen; und der Konflikt Dürr-Leutwein hatte den Respekt der Schwarzen vor der Stetigkeit deutscher Herrschaft gewiß nicht vermehrt. Vielleicht wars überhaupt ein Fehler, dem Obersten Leutwein gerade in der Kriegszeit das Kommando zu nehmen. Die Schweite seines Auges hat sich als unzulänglich erwiesen; aber er kennt das Gelände und hat über die unterworfenen Stämme eine persönliche Gewalt, die der beste Mann nicht in kurzen Wochen erwerben kann. Als Herr von Trotha ernannt war, schickte der Hauptmann a. D. Dannhauer an den Berliner Lokalanzeiger eine Depesche, die den Vermerk trug: „Dem Reichskanzler vorzulegen!“ Darin war gesagt: „Unsere ältesten Afrikaner seien überzeugt, daß die bisher treu gebliebenen Stämme abfallen und zu den schlimmsten Mordthaten bereit sein würden, wenn Leutwein zurückträte. So ist's gekommen. Hendrik Witbooi selbst, der Treueste der Treuen, dessen Hottentotenbrust eine weise Regierung mit Medaillen und anderen Ehrenzeichen behängt hat, ist in offenem Krieg gegen Deutschland und hat einen Bezirkshauptmann ermordet. Das war zu erwarten; ist, als mindestens wahrscheinlich, auch in Privatbriefen schon vor zwei Monaten vorausgesagt worden. Wußte mans in der Wilhelmstraße nicht? Konnten die Aktenstapler sich nicht an den fünf Fingern der vom Schreibkrampf verschonten Hand abzählen, daß $2 + 2 = 4$ ist? Daß die Witboois eine günstigere Gelegenheit zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit niemals zu finden, nie zu träumen vermochten? Der Burenkrieg hatte sie den Hader der Weißen erkennen gelehrt. Jetzt sahen sie, daß die Deutschen in langen Monaten mit den Hereros nicht fertig wurden; daß Leutwein, der ihr Herrgott gewesen war, über Nacht die Kommandogewalt verlor und sich dem Befehl eines neuen Mannes fügen mußte; und daß Deutschland in absehbarer Zeit keine annähernd genügende Truppenzahl landen konnte. Dazu das Gerücht von Konflikten der militärischen und bürgerlichen Behörden, von der Unzufriedenheit der schlecht oder gar nicht entschädigten Ansiedler: jetzt oder nie hatte ihnen die Stunde zum Krieg für die Freiheit geschlagen. Genesis und Umfang des

Aufstandes sind Dem sogar leicht zu erklären, der die just zwanzigjährige Geschichte dieser Kolonie nicht kennt und nicht weiß, welche Schwierigkeiten uns drüben die „stammverwandten“ Kanakvettern schufen, — von den Tagen Lüderigens und Granvilles bis in die Zeit der WitbooiKämpfe, wo der Engländer Lewis den Kamaherero gegen Deutschland hetzte. Ob nicht auch jetzt wieder britisches Geld und britische Schlaueit die Kampflust der Schwarzen geschürt hat? Noch ist's nicht nachzuweisen. Aber wir hören, es sei der Krieg zweier Rassen. Und dennoch ist keinem Engländer ein Haar gekrümmt worden. Uns aber ist das Schlimmste geschehen, was zu befürchten war: Hottentoten und Bantu, die Jahrzehnte lang Todfeindschaft getrennt hatte, sind zum Krieg gegen Deutschland vereint und die Kolonie ist in Lebensgefahr.

Selbst unter besserer Verwaltung wäre Deutsch-Südwestafrika keine Kolonie geworden, von der rascher Ertrag zu hoffen war; man mußte zufrieden sein, wenn sie deutschen Ansiedlern leidliche Lebensverhältnisse bot. Ein Hauptzweck der Erwerbung war: eine Stelle zu haben, wo Deutschland einer übermüthigen Britenpolitik unbequem werden konnte. Für die militärische Organisation mußte hier also mehr noch als in anderen Kolonien gethan werden. Und was sehen wir nun? Das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß. Alles versagt. Das Riesengebiet, ein fünfzehntausend Quadratmeilen großes, von wilden Hottentoten, Bantuleuten und Bastarden bewohntes Land, hat eine Schutztruppe, die für Wachtparaden ausreicht. Die verantwortlichen Beamten wissen nicht, was der nächste Tag bringen wird, und werden von jedem Vorgang überrascht. Der Vorrath an Waffen, Munition, Pferden genügt dem dringendsten Bedürfniß nicht. Die Mobilmachung vollzieht sich in solchem Schnecken-tempo, daß die Schwarzen die Möglichkeit haben, das gestern ausgeschiffte Häuslein wegzuschleppen, ehe Erfas sichtbar wird. Aus Berlin schickt man Freiwillige hinüber, denen die Einheit der Formation fehlt und die, weil sie die afrikanische Kriegführung nicht kennen, Wochen lang zunächst untauglich sind. Am Ende muß man gestehen, daß einhalbwegs ansehnlicher Nachschub erst in drei Monaten landen kann. Die Mole ist schlecht. Alle paar Tage ist die telegraphische Verbindung mit der Heimath gestört. Mit den Engländern stehen wir, trotz aller Mednerei, so vortrefflich, daß sie gar nicht daran denken, den deutschen Truppen, die doch für europäische Civilisation gegen Wilde in den Kampf ziehen, die Landung in der Walvischbai zu gestatten. Zu Nothstandspreisen werden Schiffe gechartert, an Liegegeldern Unsummen bezahlt. Hundert Millionen sind schon verbraucht. Hundert andere, sagt man uns, werden bald nöthig sein. Dabei wächst die Gefahr von Woche zu Woche.

Jahre können vergehen, bis endlich wieder Ruhe einkehrt. Deutscher Besitz wird vernichtet. Deutsche Menschen verbluten. Und wenn sie tot sind . . .

Im Hamburger Fremdenblatt stand am neunten Oktober die Anzeige:

Nach einer uns vom Reichsmarineamt auf offener Postkarte zugegangenen Mitteilung ist unser lieber Sohn und Bruder, der Einjährig-Freiwillige Unteroffizier

Rudolf Dehning

vom Ersten Seebataillon in Olofongoko am Typhus gestorben.

Kiel, am siebenten Oktober 1904. Die tiefbetrübten Eltern und Geschwister.

Auf offener Postkarte. Die vielleicht erst Stunden lang in der Küche lag, im Briefkasten steckte; und die ja auch nur meldete: Euer Sohn, Deine Hoffnung, gute Mutter, ist tot; ist fürs dankbare Vaterland gestorben. Ein Brief? Eine Depesche? Auftrag ans kielier Bezirkskommando, mit humaner Schonung den Trauerfall zu melden? Ueberflüssig. Hunderttausende werden für zwecklose Depeschen Jahr vor Jahr verschwendet. Der Tod eines deutschen Soldaten aber wird auf offener Postkarte mitgeteilt; als sei drüben ein Stück Vieh krepirt. Nicht vierundzwanzig Stunden könnte in einem kultivirten Land, in einem Staate, dessen Bürger sich nicht wie Knechte behandeln lassen, der Chef eines Amtes, wo solcher Verstoß gegen die einfachste Anstandspflicht möglich ist, auf seinem Posten bleiben. Bei uns? Du lieber Himmel: in ein paar Tagen bekommt die Familie Dehning ja das nach dem Entwurf des Kaisers von Doepler gezeichnete Gedenkblatt; kann sie noch mehr verlangen?

Der kleine Vorgang ist nur ein weithin sichtbares Symptom. Eine Viertelmilliarde wird auf Nimmerwiedersehen verschleudert, ein Jahr lang, ohne die Spur durchgreifenden Erfolges, ein gefährlicher Krieg geführt, die angeblich zuverlässigen Stämme hausen schlimmer als einst die chinesischen Boxer, gegen die Panzerschiffe mit einem Kreuzfahrerheer ausgesandt wurden: und Niemand interessiert sich dafür. Vor Aller Augen zeigt sich, daß Deutschland seine Kolonien nicht schützen, wenigstens in Westafrika einen Kolonialkrieg nicht führen kann: und Niemand kümmert sich drum. Der Kanzler, der den Aristoteles citirt, kennt wohl das Wort: *Ἄσι λιβόχ φέραι τι κακόν κακόν*, hat aber nie gefragt, ob das Reich gegen das nächste Unheil, das aus Afrika gemeldet wird, auch gerüstet sei. Der Philister spottet über die militärische Schwäche der Russen. Und der Kriegsminister spricht vor Noons Steinbild von der heiligen Pflicht, im Dienst des Vaterlandes nie zu erlahmen, für die Ehre und Würde des Reiches immer bereit und gewaffnet zu sein.

Vier Briefe.*)

Siebleben, am achtzehnten Juli 1855.

Durchlauchtigster
Gnädigster Herr!

Die Handlung F. B. Schwabe in Leipzig wird beflissen gewesen sein, die befohlenen Cigarren zu Ew. Hoheit Füßen zu legen, und ich will nur hoffen, daß sie mit ihrer Sendung höchstem Wunsche entspricht. Nicht eben so glücklich bin ich mit den eingezogenen Nachrichten über Böhmet gewesen. Kein Mensch weiß Etwas von ihm; und ich werde mich jetzt an seinen Verleger selbst wenden.

Die schlechte Witterung erlaubte mir, den Ausflug nach Wilhelmsthal in bescheidene Grenzen zu zwingen. Als Mensch und verunglückter Hofmann fühle ich mich verpflichtet, Bericht über diese Expedition abzufrachten; im Allgemeinen ist für den unbefangenen Beobachter ersichtlich, daß es keinen größeren Gegensatz in der Welt giebt als den Hof zu Weimar und den zu Koburg. Das fängt von den Herrschaften an und geht herunter bis zum Lakaien. Ein höchst merkwürdiger, auffälliger Unterschied. Das Hofmarschallamt war äußerst zuvorkommend und stark in Händedrücken, aber das Essen war mittelmäßig und das Quartier ein Wenig verfallen. Die Cigarren waren an sich nicht unedel, aber weichliche Panetelas; und es besteht dort eine allerhöchste ceremoniöse Methode des Abnippens ihrer Spitzen durch ein Instrument (wenn ich nicht irre, eine Art Hobel), was mich höchlichst befremdete. Ein Blütenregen von Huld und Freundlichkeit fiel auf mich nieder und zwei Herrschaften, drei Kavaliere und zwei Hofräulein zogen die Balance über mein Soll und Haben. Es giebt nichts, was einen Menschen mehr zum Esel macht als ein solches Rottenfeuer von Lob. Wenn ich es überstanden habe, so verdanke ich meine Rettung nur den gnädigen Privatlectionen, welche Ew. Hoheit uns auf unsere Bitten über das schickliche Benehmen bei Hofe gönnten. Es gelang, den Großherzog auf seine italienischen Reisen, Pompeji und Baukunst zu bringen. Das leitete ab, der Herr

*) Bei Hirzel erscheint in diesen Tagen ein merkwürdiges Buch; ein Buch von merkwürdigen Menschen: „Derzog Ernst von Koburg und Gustav Freytag im Briefwechsel 1853 bis 1893. Herausgegeben von Eduard Tempel:ey.“ Der seine Bourgeois Freytag und sein Schützenherzog points par eux-mêmes. Beide sehr menschlich (bis tief ins Allzumenschliche hinein), hinter einer stillen Front sehr komplizirt; und Beide mit thätigem Drang in die Pubertätszeit neudeutschen Wesens gestellt. Das Merkwürdigste ist jedenfalls, daß gerade diese Beiden, die so grundverschieden schienen, einander fanden und nie mehr ließen. Ein Buch, das man lesen muß. Herr Hirzel hatte die Güte, mir drei Briefe Freytags zur Veröffentlichung anzubieten. Ich glaube, daß mehr noch als der Inhalt heute der Ton interessant wird.

wurde warm, große Bücher und italienische Werke mit Profilen und Grundrissen antiker Tempel wurden gebracht, ausgebreitet, die Theetassen bei Seite geschoben, Alles beugte sich andächtig über die Bücher, der Hof wurde gebildet. Zwei Stunden lang. Diese Bildung griff ihn sichtlich an. Die Wangen der anwesenden Damen verloren die Farbe, der Rest ihres Blutes konzentrierte sich in der Nasenspitze, um jeden Mund legten sich zwei schmerzliche Falten. Alle Personen des Hofes haben dort solche Falten. Das mag wohl Folge der Bildung sein. Ich empfand zuletzt eine ordentliche Sehnsucht nach dem runden, rothbäckigen Gesicht Schads*); diese Borsdorfer Kefsel Gesundheit ist in Weimar ganz unbekannt; der ganze Hof ist so mager. Der Grund der Einladung war der, welchen Ew. Hoheit angaben. Man wollte wissen, welcher Art meine Beziehungen zu „Gotha“ wären, und sprach mit Beharrlichkeit den Wunsch aus, daß ich nach Weimar übersiedeln möchte. Zuletzt wurde auf Besuche Kapit. lirt. Ich hoffe, daß das Strohfeuer meiner Berühmtheit in einigen Wochen niedergebrannt sein wird und mein Leben wieder in den behaglichen Schatten ruhiger Unbedeutendheit zurücksinken darf. Uebrigens würde ich unehrlich handeln, wenn ich verschweigen wollte, daß der Großherzog persönlich mir den Eindruck eines gutherzigen und rechtschaffenen Mannes gemacht hat, nicht zum Wenigsten deshalb, weil er von meinem gnädigen Herrn mit verwandtschaftlicher Zuneigung sprach und auch bei seinem Einfall in Beziehung auf mich die Regards für Ew. Hoheit loyal in den Vordergrund stellte. Zuletzt schied ich von der ganzen Sozietät mit dem eiteln Behagen, daß ich E. v. Hoheit und uns Gothaern keine Schande gemacht hatte; war möglichst amabel, stolz und gut frisiert gewesen.

Den Ausflug nach der Schweiz, über welchen ich schon seit lange denke und von dem ich bereits die Ehre hatte, Ew. Hoheit zu erzählen, möchte ich Montag, den Dreiundzwanzigsten antreten; ich hoffe so, kurz nachdem Ew. Hoheiten nach Reinhardtsbrunn übergesiedelt sind, wieder zurück zu sein. Meine Frau begleitet mich; auch ihr soll die Reise gut thun. Ueberall aber, auf den See- wie auf Eisbergen**, bin ich, mit treuer Verehrung, Meines gnädigen Herrn

unterthänigster
Freitag.

II.

Leipzig, am dreißigsten Januar 1867.

Mein theurer gnädigster Herr!

Es findet gegenwärtig ein so allgemeines Wahlfieber statt und die Stillsabungen der Wahlkandidaten machen sich in der Presse so unbillig breit, daß

*) Des Herzogs Hofjägermeister.

***) Die Seeberge bei Siebleben.

ich meines lieben Herrn Geduld wahrscheinlich stark in Anspruch nehme, wenn ich von dem selben Thema zu berichten wage.

Da meine liebe Hoheit aber so gütig sich für meine erfurter Kandidatur interessiert haben, will ich doch zuerst von einer lustigen Fahrt dorthin erzählen. Nach manchen Vorverhandlungen fand sich endlich, daß die Konservativen Graf Keller, die Liberalen außer mir noch Dr. med. Lucius, Rittergutsbesitzer, Mann einer frankfurter Souche mit fünf Millionen Nitgift und Sohn einer alten katholischen Patrizierfamilie Erfurts, zur Wahl gestellt hatten. Das souveraine Volk von Erfurt sollte über uns entscheiden. Ohne innere Dankbarkeit für die lästige Situation, in welche mich das Komitee erst nach meiner Annahme gesetzt hatte, fuhr ich von Leipzig zum Volksfest nach Erfurt. Empfang durch das Komitee auf dem Bahnhofe; neugierig sahen wir einander an, sie mir fremd, ich ihnen. Marsch nach einem großen wästen Saal, in welchem die Wähler, rauchend und Bier trinkend, ehrbar saßen. Bereits lag ein gewisser blauer Rebel über der Versammlung. Das Komitee nahm auf einer Erhöhung in großer Rische Platz. Kandidat erhielt dort ebenfalls ein Stühlchen. Ich sah, daß unsere Tribüne das Podium eines ausgeräumten Theaters war, und über mir hing noch der zusammengerollte Vorhang. Diese Entdeckung war für meinen Rivalen ungünstig, denn die Geister dieser Stätte standen in meinem Dienst. Herr Lucius selbst war kein gewöhnlicher Mensch, noch jung, von festem, einfachen Wesen, längere Zeit in England gelebt, auf der Thetis um die Welt gesegelt, Freiwilliger im dänischen und böhmischen Feldzug; er gefiel mir*) und ich gedachte, erst seine Rede abzuwarten, dann mich für ihn oder für mich zu entscheiden. Aber sein Debut als Kandidat war nicht gut. Er war zu grün in politischen Dingen und unsicher in Thatsachen und den rechtlichen Verhältnissen, wie sich bei den Interpellationen ergab. Dazu merkte ich, daß die Liberalen ihm nicht trauten, weil sie argwöhnten, er wolle Landrath werden, Karriere machen und sie täuschen.

Während seiner Rede hatte es zuweilen zornig an eine kleine Thür gebontert, die aus unserem Bühnenraum in den Vorfaal führte. Als geöffnet wurde, drang ein Haufe tropiger Wähler in den heiligen Raum des Komitees und stellte sich drohend im Halbkreise hinter uns auf, wie der antike Chor in der Tragödie; es waren haarbuschige Gefellen aus der Bande Krakrügges**) und rothbärtige freche Lassallianer. Einer von ihnen begann sogleich unverschämte Interpellationen des Kandidaten und ärgerte, unter dem

*) Freitags damaliger Mitkandidat wurde später doch noch namhafter (freikonservativer) Parlamentarier und 1879 preussischer Minister der Landwirtschaft.

**) Krakrügge, Volksmann aus dem Jahr 1848.

Jauchzen und den Zurufen einer aufgeregten Galerie, das Komitee so sehr, daß ich bereits dachte, die Aktion würde enden wie der dritte Akt der Ariadneerin. Endlich wurde durch das Publikum abgestimmt, daß dieser Kandidat abtreten könne und der zweite Fechter seine Streiche zu führen habe.

Mit dem Bewußtsein, einen schwarzen Frack und graue Hosen anzuhaben, also gerade die richtige Mischung von Hochachtung und Vertraulichkeit, begann ich, meinen Pausch zu rühren, mit Gemüth, aus alten, vielerprobten Sätzen der Grenzboten, mit tief sinnigen Betrachtungen über Menschenleben und Schicksal. Das gefiel den guten Kerlehen; aber noch mehr, daß ich mein Recht als Solospieler gebrauchte und auf die Interpellationen durch den erwähnten Chor gegen den Chorführer grob wurde. Die Grobheit entschied die Sache, der Stern Lucius' ging unter, ich warke mit großem Geschrei und Händeschütteln als Erwählter proklamirt, ein Bildhauer erbot sich, mich zu modelliren, ein Hosphotograph forderte Sitzungen, der Verleger der Thüringischen Zeitung erklärte, seine Frau sei entbunden und ich als Bevatter wünschenswerth, ein Bauer aus Windisch-Holzhausen hielt mir eine kleine Rede und sprach den Wunsch aus, „Soll und Haben“ zu besitzen; er könne sich recht wohl laufen, aber ihm sei lieber, wenn ichs ihm schenke. Und über uns haumelte freundlich die alte Theatergardine.

Am anderen Tag brachte ich die Hekatomben, welche ich am Abend gelobt hatte; ich vertröstete den Bildhauer, saß dem Photographen, nahm ein Vice-Bevattersfeihstück bei dem neuen Vater ein und sandte dem Bauer das Buch, während mein Komitee mit Eblwenfährtheit vorging.

Der Wahlkreis, der mich wählen soll, besteht aus allen kleinen Lappen von preussischem Luch, welche in Thüringen und Franken aufgenäht sind. Suhl und Schleusingen, dann Biegenrück und Ranis in einer wenig bekannten Wildniß, wohin dem Vernehmen nach nur Saumpfade fahren, dann Gefell und andere Enklaven an Bayern, endlich Wandersleben. Von allen Seiten kommen die Forderungen meiner Herren Wähler, daß ich zu ihnen komme und ihnen eine Abendunterhaltung schaffe, und die Korrespondenz mit einflussreichen Rechtsanwäkten und Gastwirthen wird riesenhaft. Ach, dies allgemeine Wahlrecht ruiniert den Charakter; fünfzig Jahre habe ich mich um Popularität nicht gekümmert und jetzt sende ich einen Blumenstrauß an eine Wödhnein, von der ich nicht weiß, ob sie einen Jungen oder ein Mädel taufen läßt, und schüttle hundert guten Freunden die Hand, deren Namen ich nicht weiß und niemals wissen werde. Pfui, Bismarck, Das war kein Meisterreich. Und zuletzt wird doch noch irgend ein Anderer gewählt!

Es wird ein geräuschvolles Jahr, statt in Worten und in Gesegspara-graphen. Unterdeß fährt die Majestät von Sachsen fort, gnädig zu nickten, und seine Höflinge beginnen, von hinten zu picken. Wir ahnt Uebles über die Militärkonvention, welche jetzt mit Sachsen pactirt wird.

Ich wage die Bitte, meine Huldigungen für die theure Frau Herzogin hier in höchste Hand legen zu dürfen, ersuche meinem lieben Herrn Heil und ein heiteres Gemüth und mir Fortdauer alter Huld und Neigung als

Erw. Hoheit

treuegehorfamster
Freitag.

III.

Siebleben, gegen Mitte Juni 1867.

Mein theurer gnädigster Herr!

Sieben in Siebleben angekommen und im Begriff, mich ehrfurcht-
voll als heimgekehrtes Landeskind meinem lieben Landesherrn zu melden,
erhalte ich von Herrn Hermann einen unruhigen Fragebrief, den die Post
während der Feiertage in Leipzig zurückbehalten hat. Allerdings ist mir
Erw. Hoheit telegraphischer Gruß vom Mai zugekommen, in einer Zeit, wo
ich viel mit guten Wünschen an den Kallenberg gedacht habe. Wenn ich
seitdem in stillem Schweigen verharrte, so bitte ich um die gnädige Rücksicht,
die mir schon so oft geworden. Es schreibt sich nicht gut, wenn das Herz
nicht leicht ist. Und das langsame Hinsterven meiner armen Eva, die mir
sehr lieb war, liegt mir schwer in der Seele.

Außerdem habe ich in diesen Wochen einen stillen Entschluß gefaßt,
der mir einige Entsagung gekostet hat. Ich gehe zum nächsten Reichstag
nicht nach Berlin. Noch wissen Das meine Wähler nicht und sollen es erst
in der nächsten Woche erfahren. Erw. Hoheit sind, wie sich gebührt, einer der
ersten Menschen, die von dieser Abdikation erfahren. Auch davon, daß mir
nicht leicht wird, still zu sitzen. Man ist mir in Berlin sehr freundlich ent-
gegengekommen, vor Allen ist das Palais der Kronprinzlichen Herrschaften
eine werthvolle Erinnerung; auch fühle ich mich für die politische Laufbahn
nicht allzu ungünstig ausgestattet; ich habe mich vorsichtig zurückgehalten,
aber mit dem Gefühl, daß ich bei einiger Uebung mit Reden und Rathen
wohl bestehen würde. Und für den Ehrgeiz bot sich Lockendes in Fülle, dem
Strebenden erschien Großes erreichbar.

Doch kehre ich in meinen Federtopf zurück, wie Hans Dubelde in
Märchen. Denn ich habe für mein Volk eine andere Aufgabe zu erfüllen.
Ich bin in einer Zeit, die in energischer, aber einseitiger Kraftentfaltung
begriffen ist, einer der wenigen Bewahrer der idealen Habe unseres Volkes.
Ich wollte, es wären der Dichter und Propheten mehr in Israel. So aber
ist meine nächste Pflicht, dafür zu sorgen, daß das wirkliche Leben meines
Volkes den Adel der Poesie nicht verliert. Der Kunst und ihrer Lehre ge-
hört zunächst, was ich von Kräften etwa habe. Ich bin einundfünfzig Jahre
und habe noch etwa zehn Jahre rüstigen Schaffens. Und die Zeit beginnt

mir zu rennen. In der Politik ist zweifelhaft, was ich leiste und nütze; in meinem Fach weiß ich's. Damit ist nicht gemeint, daß ich mir den Mund zubinden will. Im Gegentheil. Aber ich entsage der Parlamentskarriere und werde nicht Politiker von Profession.

Dies Frühjahr war ein großer Wendepunkt in meinem Leben; so schön und lochend lag die große Wirklichkeit vor mir wie selten einem Menschen. Es war ein harter Kampf. Aber ich bin fertig. Ich bleibe der bescheidene Hausfreund meines Volkes, ich bleibe bei der Poeterei, ich krieche in meinen Federtopf zurück.

Ist mein gütiger Freund mit diesem Entschluß einverstanden?

In treuer Ehrfurcht meines lieben Herrn

treuehorrnsamer
Freitag.

IV.

Weil es hierher paßt, möchte ich aus einem Brief, den ich von Freitag erhielt, das Unpersönliche veröffentlichen. Als Herzog Ernst gestorben war, fragte ich, dem zur Intimität dieser im sichtbaren Wesen so verschiedenen Männer stets der Schlüssel gefehlt hatte, Freitag, ob er nicht Lust habe, in der „Zukunft“ Etwas über seinen Freund zu sagen. Um ihn nicht zu täuschen, schickte ich ihm zugleich ein Heft, in dem ich selbst, nach Pflicht und Recht, dem Herzog nicht allzu Wühmliches nachgesagt hatte; dem Politiker und dem Menschen. Das konnte der Ueberlebende übel aufnehmen. Er that's nicht. Er antwortete:

Sie leben, am vierundzwanzigsten August 1893.

Hochverehrter Herr Harden,

empfangen Sie meinen angelegentlichen Dank für das gütige Vertrauen, welches Sie mir ausdrücken. Deuten Sie mir aber nicht falsch, wenn ich mich Ihrem Wunsch, einen Artikel über Herzog Ernst zu schreiben, verjage. Nicht deshalb, weil mir dieser Artikel bereits von anderer Seite nahe gelegt wurde, sondern aus einer unjournalistischen Sentimentalität. Es ist mir gegen den Strich, über einen alten werthen Bekannten so unmittelbar nach seinem Verlust ein Gutachten abzugeben, und ich komme mir bereits vor wie ein Leichenhuhn, das zum Seufzen verurtheilt ist.

Mit vielen guten Wünschen für Sie

Ihr ergebenster

Gustav Freitag

Er hat auch später nichts über den Herzog geschrieben; trotzdem der raue Ton mancher Kritiker den Freund herausfordern konnte. Daß er schweig, jeder Bitte, „über den alten werthen Bekannten“ — Das klingt nicht sehr hell — „ein Gutachten abzugeben“, sich weigerte, ist sehr zu bedauern. Der Psychologe, der, „ein persönlich verpflichteter Mann“, den Kronprinzen Friedrich so gut, in so liebenswürdig schwächlicher Pose gesehen hatte, hätte uns gewiß das beste Portrait des Schützenherzogs gegeben.



Die Philosophen in Genf.

Nast zu schön für die verarmten Sinne von Philosophen ist Genf, der Versammlungsort ihres zweiten internationalen Kongresses. Man durfte erwarten, daß der Zauberklang dieses Namens, neben dem in diesen geräuschvollen Zeiten schnell verhallenden Lärm der Philosophie, viele Theilnehmer zu den Berathungen ihrer Bekenner in den ersten Septembertagen dieses Jahres hinziehen würde. Die Verbindungen mit diesem Centralpunkt des europäischen Fremdenverkehrs sind von allen Kulturländern aus die besten; und wenn auch die Prunkpaläste in den Uferstraßen mit ihren *souplottes et élégances de la vie mondaine* auf die Wünsche der internationalen Geldprogen zugeschnitten sind, so bieten doch die Gäßchen der Altstadt, des Sitzes des calvinistischen Altgenferthumes, der Winkel die Fülle, wo die internationalen Philosophen einen ihren bescheidenen Bedürfnissen angemessenen Unterschlupf finden konnten. Und dazu schüttete die Herbstsonne während der Kongresszeit ihre leuchtenden Farben auf das paradiesische Seegelände, so daß, leichter als sonst, der Beschauer dem Glauben Rousseaus gewonnen wurde: hier, unter der Nacht himmelwärts ragender Berge, angefaßt des meerweiten Sees und seiner lieblichen Ufer, wohne das Glück, das wirkliche, echte, in den Städten umsonst gesuchte, das dem Landmann, dem Winzer, dem Hirten die Frucht ihrer Mähen mit Zinsen in den Schoß werfe. *C'est ici que la terre ouvre son sein fertile et prodigue ses trésors aux heureux peuples qui la cultivent pour eux-mêmes; elle semble sourire et s'animer au doux spectacle de la liberté; elle aime à nourrir les hommes.* Ach, wenn den Philosophen die Gespenster der Erinnerung nur nicht bis in die Seligkeit verheißende Gegenwart verfolgten! Er weiß nur zu gut, daß diese genfer Stückkinder Rousseaus Naturewangelium Émile vom Hentet öfentlich verbrennen ließen, daß sie dem Naturapostel die Heimath sperrten, so oft er sich sehnsuchtsvoll ihr näherte, und daß seit den Tagen Calvins das souveraine genfer Volk die Menschenrechte nicht immer menschlich auslegte . . .

Der rege Zuspruch von nah und fern, das Zustromen gebildeter Laien, die die Philosophen am Werk sehen wollten, den Kulturgang zu kontrolliren — was Anderes konnten ihre Berathungen bezwecken? — blieb, trotz der so günstigen Wahl des Ortes, aus. In den Zeitungen, die den Tagungen der Bäder und Fleischer, der Pon.ologen und Entomologen solche Theilnahme schenken, war von dem Kongress sehr wenig die Rede gewesen; sie nahmen die Philosophen offenbar nicht sehr ernst. Darauf mußten Die allerdings gefaßt sein. Ihre Zusammenkünfte haben nichts, was die Zeitungswelt interessiert, nichts, wofür sie ihren Apparat ohne Weiteres in Bewegung setzt. Ja, es ist begreiflich, daß die Journalisten die Leute hassen, die, wie unsere Kongressphilosophen, das Lehren nicht nur, son-

beru vor Allem das Schreiben um des Geldes willen verachten, getreu dem Vermächtniß Rousseaus in den Konfessionen: Je sentais qu'écrire pour avoir du pain eût bientôt étouffé mon génie et tué mon talent, qui était moins dans ma plume que dans mon coeur, et né uniquement d'une façon de penser élevée et fière, qui seule pouvait le nourrir. Rien de vigoureux, rien de grand ne peut partir d'une plume toute vénale. La nécessité, l'avidité peut-être, m'eût fait faire plus vite que bien. Si le besoin du succès ne m'eût pas plongé dans des cabales, il m'eût fait chercher moins des choses utiles et vraies que des choses qui plussent à la multitude; et d'un auteur distingué que je pouvais être, je n'aurais été qu'un barbouilleur de papier. Non, non: j'ai toujours senti que l'état d'auteur n'était, ne pouvait être illustre et respectable, qu'autant qu'il n'était pas un métier. Also allein schon in der Wahl des Kongressortes lag offenbar ein Programm, dessen Spitze der feinen Bitterung der Zeitungsleute nicht entgegen konnte. Mögen die Philosophen sie verächtlich eine classe équivoque, sans destination bien définie nennen und ihnen, mit August Comte, nicht gönnen, daß ein seltsames Geschick sie, neben Advokaten und Bankern, vorläufig an die Spitze der Politik stellt: noch wissen sie ihre Herrschaft zu üben, wissen zu strafen und zu rächen. Der Philosophenkongress in Genf wurde in den Zeitungen beinahe ganz totgeschwiegen.

Aber noch in anderem Sinn konnte die Wahl Genfs ein Programm und Bekenntniß bedeuten. Mit dieser Stadt, mochten die Politiker unter den Kongressphilosophen sich sagen, ist das Andenken Calvins unauslöschlich verknüpft. Dort war der Gewalt einer mächtigen Persönlichkeit gelungen, ein streng theokratisches Regiment zu errichten, das bürgerliche Leben dem Geist unterthan zu machen, Satzungen zur Herrschaft zu bringen, die, zwar an sich einseitig, eng, unelastisch, in ihrer grenzenlosen, unterschiedlosen Verallgemeinerung unpsychologisch, in ihrer Anwendung höchst unbuldsam, dennoch aus religiösen und moralischen Quellen bewußt abgeleitet waren. Und diese That hatte für die Schweiz, Frankreich, Holland, Großbritannien, Skandinavien bis heute nachwirkende Folgen. Die Zeiten haben sich nun zwar sehr geändert; die ökonomisch-technischen Grundlagen wie der ideologische Oberbau der menschlichen Gesellschaft sind bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Auch das Moralwesen ist revolutionirt worden; wenigstens glaubt die Mehrzahl von uns nicht mehr an stabile Formen, an für alle Zeiten und Orten gültige Imperative. Der Rigorismus Calvins und Cromwells ist also verjähret; in ihm erklikt die moderne Seele, die nach Wahrheit und Schönheit, nach der ihrem Empfinden angemessenen Synthese von Freiheit und Gebundenheit lechzt. In dem labyrinthisch verschlungenen Straßenknäuel der südigen Altstadt, hoch

über dem linken Rhoneufer, wird ihr der Athem benommen, bleibt ihr Heißhunger nach Licht und Luft unbefriedigt; in dem üppigen Luxus der Neustadt aber wird, mit den theuersten Mitteln der Neuzeit, dem Körper allein gefröhnt, dem Gözen Mammon allein gedienert. So ist die Stadt symbolisch für den Zustand der heutigen Kultur, mahnt ihr Anblick uns Philosophen an die unverjährbare Aufgabe, der Menschheit Gewissen zu sein, ihren Entwicklungsgang in der Idee festzulegen. Wenn wir auch in Gruppen und Grüppchen zerfallen, die die ganze Skala möglicher Standpunkte umfassen, vom cynischen bis zum transszendentalen (um der Kürze halber abgegriffene Benennungen zu brauchen), so wissen wir uns doch fast Alle einig, in dem hohen, dem heiligen Beruf, dieser Aufgabe zu leben. Und in der Noth dieser Zeit, die, mitten im Ueberreichtum an materiellen Gütern und totem Wissen, seelisch verhungert, ist diese Aufgabe dringender als je, aber von keiner andern Klasse und Kaste so zu bewältigen wie von uns. Wir allein dienen dem Geist, ohne nach Gut und Geld und weltlichen Ehren zu schielen. Wir stürzen die Idole des Marktes und lehnen die öffentliche Meinung verachten, wie ihre Organe durch die Nichtachtung unseres Kongresses beweisen. Wir erschließen den Sinn des Lebens, der Kultur. Wir sind, wie schon Plato und neuerdings wieder mit leidenschaftlichem Nachdruck der sonst freilich stark bedenkliche Nietzsche betonten, die geborenen Gesetzgeber der Völker, ihre Führer und Wegweiser, ihre Könige und masen, nach Jahr langer Verschüchterung, uns diese Führerrolle wieder an. In unseren Büchern, deren wir mit heißem Bemühen Massen produziren und wovon viele, wenn auch zunächst nur in Examenstädten, zahlreiche Auflagen erleben, ist stets von der Renaissance der Philosophie, von der Wiederbelebung des philosophischen Triebes die Rede: das sicherste Zeichen dafür, daß sogar der Massenmensch ein erhöhtes Dasein über den Tag hinaus will. Die alten Lebensformeln sind schal und poesielos geworden: „*oghevo... mir... dem... vehevo... vev... und... vev... mir... h... h... ein... „in... „va... unegennützig überschwängliche Kampfnaturen zu thun vermögen, die das Dasein auf die Wahrheit gründen (*vitam impendere vero!*) und nicht Gut noch Blut achten. Es sei wirklich eine Lust, zu philosophiren, ein Borecht, Philosoph zu heißen. Die Zeiten scheinen gänzlich. Ueberall ein vom Suchen, Forschen, Graben, Zweifeln aufgewählter Boden, überreich bestreut mit Keimen zu neuen Bildungen; und schon beglücken uns ehrliche Werthe der Kunst, voll Visionen neuer, leider noch widerspruchsvoller Werthe und Perspektiven, und, wie allerdings nur Literaten versichern, als hoffnungsvollstes Symptom ein wachsender Ekel vor dem Wiederkäuen hergebrachter Meinungen und Denen, die bezahlt werden, sie im Geiste Unmündiger zu verankern. So ist die Welt für die Ankunft eines neuen Geschlechtes von Philosophen reif. Selbst die Regierenden scheinen diese Entwicklung nun endlich bemerkt zu haben: sie errichten*

neue Lehrstühle für Philosophie und lassen die akademische Jugend in der Philosophie fleißig prüfen. Kaum sind sie noch im Stande, dem Ansturm unseres Verlangens zu widerstehen, die philosophische Propädeutik, nach der langen Zeit materialistischer Verödung, der Ueberfütterung mit Laboratorium, Statistik, und Historie, an Kraben- und Mädchengymnasien als ordentliche Lehrgegenstände einzuführen. Die Geschichte oder die Entwicklung, sagen Einige von uns im Geiste des unveraltbaren Hegel, war in einen Abgrund gerathen (von ihnen hats der Napoleonhasser Michelet: *L'histoire, ici, semble tombée dans un gouffre*). Von den kollektiven Gegenständen und den Massenbewegungen, weniger gewöhnlich, nämlich philosophisch, ausgedrückt: von den Ideen, als dem Produkt der menschlichen Normalvernunft (so sagen die Neulantianer unter uns), war sie auf das Individuelle, das rein Biographische, das Thatfachenherbarium herabgesunken. Damit kommt man nicht ins Ideenland; das Wissen bleibt, nach Johann Gottlieb Fichte, den wir mit Stolz den Unseren nennen, analphabetisch, die Lebensführung anarchisch. Erst heißt die Lösung: Zurück zu den Ideen! Also auch wieder zurück zu den Lehren im Ideal...

Wer sich nach dieser stolzen Zurechnung der Lebensaufgabe durch die Philosophen selber deren Arbeitspensum auf dem genfer Kongress konstruirte, wurde bitter enttäuscht. Schon die Liste der Teilnehmer war nicht sehr repräsentativ. Sie enthielt geradezu auffallende Lücken. Windelband (Heidelberg), Broutou (Paris), Meinte (Kiel), Ludwig Stein (Bern) sind verdienstreiche Männer, gelehrt, geistvoll, schriftstellerisch zum Theil ungewöhnlich begabt, aber die außerordentliche Vielgestaltigkeit der modernen philosophischen Forschung, die kaum der encyclopädische Kopf eines Bundt ganz beherrscht, fand eine lächerlich unzulängliche Vertretung. Wandt, Runo Fischer, Wach, Ostwald, Paulsen, Liebmann, Alois Riehl, Cohen, Ratorp, Simmel, Dilthey, Stampf, Lipps, Volkelt, J. G. Müller, Ziegler, Benno Erdmann, Fouillée, Lannéty, James, Tönnies, Novicow, Rickert und viele, viele Andere waren nicht erschienen. Mir ist kein internationaler Kongress von Gelehrten oder Praktikern bekannt, dem die markantesten Persönlichkeiten des Berufskreises fast sämmtlich fern blieben. Sollte darin nicht Absicht liegen? Hätten nicht die Reisten, wenn sie annehmen durften, internationale Philosophenkongresse förderten ihre Berufs- oder gar Menschheitsinteressen, Mittel und Wege gefunden, in Genf zu erscheinen? Aber vielleicht läßt das in Genf erledigte Arbeitspensum sie ihre Abwesenheit bedauern? Prüfen wir. Lie brennendsten praktischen Fragen, so die Organisation des philosophischen Unterrichtes an höheren Lehranstalten, wurden nicht berührt. Und die Vorträge, die gehalten wurden, sind eine Wiederholung längst bekannter Anschauungen und Ueberzeugungen der Vortragenden, boten nicht den Schatten eines neuen Gesichtspunktes und konnten durch eine Diskussion, der sich die besten philosophischen Köpfe wohl absicht-

sich entzogen, nicht die geringste Förderung erfahren. Wenn ein Mann wie Windelband seine so fruchtbar gewordenen, aufklärenden Unterscheidungen zwischen Natur- oder Gesetzeswissenschaft und der ideographisch verfahrenen Geschichte oder Ereigniswissenschaft noch einmal darlegt („Normen und Naturgesetze“ in Präludiven, 1884; Geschichte und Naturwissenschaft, Straßburger Rektoratsrede, 1894), die Folgen dieser Unterscheidung für Logik, Erkenntnistheorie und unser praktisches Verhalten noch einmal ableitet und dann irgend ein gänzlich Unbekannter aus Berlin sich erklärt: er glaube Das nicht, Das sei doch erst 'mal zu beweisen; im Uebrigen habe der Herr Vortragende übersehen . . ., so verdient dieser Vorgang doch nicht, in den Annalen der Philosophie verzeichnet zu werden. Professor Boutroux aus Paris ist ein nachdenklicher Kopf, dessen Abhandlung über die Zufälligkeit der Naturgesetze in Fachkreisen gebührende Beachtung gefunden hat; auch war, was er auf dem Kongress über die Bedeutung der Geschichte der Philosophie für das Studium der Philosophie zu sagen hatte, sicherlich anregend; aber neu war den erschienenen Fachleuten weder Thema noch Standpunkt. Reines Versuche, den Vitalismus in der Biologie zu beleben — daß solche Versuche von „denkenden“ Physiologen unternommen werden konnten, machte Du Bois-Reymond das Sterben schwerer — und der Finalität neben der Kausalität in der Wissenschaft einen Platz einzuräumen, sind bekannt; daß er herbeigeeilt war, sich zur Teleologie zu bekennen, hätte vielleicht vor einer Synode repräsentativer Geister und in heißen, Tage langen Weltanschauungsdebatten fruchtbar werden können. Und was soll man erst zu Professor Steins Vortrag sagen, der als Nozum die „Definition, was Philosophie sei“ bot? Jeder Denker hat bekanntlich seine eigene Definition; eine Einigung ist sogar nöthig, seit die Psychologie und wohl auch die Soziologie — ihre geistvollsten Bereicherer waren in den letzten Jahrzehnten Philosophen im Nebenamt — sich vom Mutterchoß der Philosophie gelöst und die wissenschaftlichen Köpfe, allem Metaphysischen den Rücken lehrend, sich auf den sogenannten Grenzgebieten angesiedelt haben. Aber ein neuer Definitionsversuch, der irgendwie verbindlich werden wollte, setzt wieder die Beteiligung jener repräsentativen Köpfe voraus, die so vollzählig fehlten. Und damit ist das Fazit der internationalen Philosophentagung erschöpft. Ist ein kläglicheres denkbar, — eins, das die von der heutigen philosophischen Forschung und den lebenden philosophischen Schriftstellern geleistete Arbeit in den Augen der Laienwelt heillos verblüfft? War, trotz so armsüßiger Beteiligung, ein reicheres, „zeitgenäheres“ Arbeitspensum nicht zu erwännen? Unter den Teilnehmern bemerkte ich auch einen tüchtigen, praktischen Kopf, einen Soziologen, der das wirkliche Leben kennt, seinen verstecktesten Regungen nachzuspüren, seine leisesten Aeußerungen gewissenhaft zu registriren strebt und mit allen Mitteln seiner rührigen prak-

tischen Vernunft dem Komplex von Fragen, die man die Soziale nennt, auf den Leib rückt. Ich meine den Verfasser des sogar von der „Norddeutschen Allgemeinen“ auffallend wohlwollend besprochenen Buches: Die Soziale Frage im Lichte der Philosophie (Stuttgart, bei Enke), Herr Ludwig Stein, den Berner Ordinarius der Philosophie. Stein ist einer unserer gewandtesten, schlagfertigsten, temperamentvollsten philosophischen Schriftsteller, ein Mann, der die breiteste Massenwirkung freilich nie außer Acht läßt und von einer zügellosen Sucht nach Pointen befallen ist, die er bei aller Findigkeit nicht immer findet. Sein Fleiß ist bewundernswert, seine Belesenheit fast schrankenlos ausgebreitet und dabei höchst vielseitig; einer nimmerfaltigen Aufnahmebereitschaft steht aber auch ein unerfülllicher Schreib- und, wie ich höre, Sprechtrieb zur Seite: er wirft Buch nach Buch auf den Markt und ist vielen Zeitschriften und Zeitungen ein unentbehrlicher Mitarbeiter. Und weder zuletzt noch nebenher pflegt der Philosoph die verzweigtesten und vielseitigsten persönlichen Beziehungen: zu Gelehrten, Schriftstellern, Dichtern, Künstlern, Diplomaten, Staatsmännern (bis in die Wolkenhöhe der Maßgebenden hinauf), Politikern, Journalisten, Publizisten, Großkauleuten und Financiers; ist er in London, Berlin, Wien, Paris so gut heimisch wie in Budapest, Rom, Amsterdam, Bukarest; beherrscht er die Hauptkultursprachen ungewöhnlich gut, versteht er, über byzantinische, jüdische und arabische „Missverständniskinder“ des Mittelalters so geschickt, unter Berufung auf Quellen und Citirung krauser arabischer Schriftzeichen so überzeugend zu reden wie über Mills induktive Logik, Comtes Soziologie, Wundts Physiologische Psychologie, Pestalozzis Pädagogik, Weismanns Vererbungstheorie, Spencers Politik, wie über Arbeitslosenversicherung, internationale Schiedsgerichte, Minimalarbeitslohn, Agrarkrisis und unzählige andere Einzelfragen aller möglichen Einzeldisziplinen. Ich will Herrn Professor Stein hier nicht ausführlicher charakterisiren (dazu bietet sich vielleicht eine passendere Gelegenheit), sondern nur die Wesensart dieses Kongressphilosophen andeuten. Er kennt nicht nur das Buchleben: er wandelt vielmehr im hellsten plein air der Gegenwart, hat vielleicht das Recht — wer wills entscheiden? —, sich als Ausgabe letzter Hand unseres Kulturstandes zu betrachten und „Miniaturlilanzen der Weltgeschichte“, wie er so artig sagt, zu entwerfen. Ist es nun unbillig, zu verlangen, daß einem solchen Mann die Miniaturlilanz des Philosophenkongresses vor den lebhaften Geist trat, noch bevor er stattfand? Daß er darauf drang, seine Arbeitsleistung im Licht schöpferischer Arbeit zu gestalten? Denn an dem Willen zu schöpferischer Arbeit ist bei Männern wie Windelband, den ich als philosophischen Schriftsteller bewundere, und Stein nicht zu zweifeln. Um so betrübender aber ist, daß sie den Verlauf des Kongresses nicht vorherbedacht haben.

Ich komme nun auf die Frage zurück: warum wohl so viele der tüchtigsten

philosophischen Schriftsteller und Philosophielehrer dem Kongreß fern blieben? Von dem Schwindel erregenden Wahn, sich als „Inkarnation des Willens zur Menschheitserhöhung“ zu empfinden, als „caesarische Züchter und Gewaltmenschen der Kultur“, sind wohl die kühnsten unter den lebenden Philosophen frei; und statt, in Seligkeit, ihre Hand „auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs“, sind sie meist froh, ihren Gedanken im Kreise noch unmündiger, widerspruchlos zustimmender Schüler freien Lauf geben zu können, ihrem Schriften Verleger, ihren ten wünschenswerthen Kulturgang betreffenden Ueberzeugungen eine Form zu finden, die den behaglichen Aufenthalt im Schoß der Fakultät, im Kreis der Familie und Freunde ihnen nicht verleidet. Viele von ihnen haben als Philosophen im hergebrachten Sinn des Wortes überhaupt abgedankt; sie forschen, nach bewährten Methoden, dieser oder jener Einzelfrage nach und treiben, so weit, Wissenschaft, nicht Philosophie; sie haben eben, aus Unvermögen oder Abücht, die Beziehung des Wessers zum Ganzen der Erkenntniß und des Lebens aus dem Auge verloren. Andere wieder sind Totengräber gewesener Meinungen und Ueberzeugungen; sie zählen nicht unter die Philosophen, sondern unter die Historiker. Wir schelten damit nicht die Geschichte: Das ist Barbarenart; Kultur ohne Verinnung auf die Bedingungen ihres Werdens ist so wenig Kultur, wie Persönlichkeit ohne Einheit der Erinnerung noch Persönlichkeit wäre. Aber wenn die geschichtliche Arbeit damit fertig, wenn sie feststieren soll bei der Betrachtung der „objektiven“ Lebens- und Glaubensformen, weil dem Zufall beliebte, uns in sie hineingeboren werthen zu lassen, oder Inzereien gebieten, die Frage nach dem Was und Wie geschichtlicher Thatfachen von ihrem Wozu und Wohin, ihrer Zweckbewegung, ihrem Sinn, ihrer Idee fern säuberlich zu trennen: so betrachten wir sie als verächtlich und zugleich schädlich. So sonderbar es scheint: es giebt solcher festgestorenen Philosophiehistoriker nicht wenige. Neben ihnen sehen wir a'ber auch Heißsporneter Erkenntniß, die, ohne Fanatikergerbe und ohne Talent zum Märtyrer, doch ernstlich glauben, den Willen der Menschen gemissermaßen durch die reine Vernunft erreichen, prinzipiell wenigstens meinen, die Tiefe des Gefühles durch die Tiefe der Erkenntniß mindern zu können. Zwischen diesen Gruppen von Denkern besteht heute kein innerer Zusammenhang, kein irgend erkennbarer; nur ein solcher des gleichen Namens und des gleichartigen Standes oder Amtes. Und es ist ein Zeichen von Eitelkeit oder, um Affektwörter zu meiden, von Einsicht in diese Sachlage, wenn so viele Berufene dem Philosophenkongreß in Genf fern blieben.

Dr. Samuel Saenger.



Velazquez. *)

Zwei Bilder, die 1629 in Rom entstanden, zeigen uns, welcher fundamentale Wandel mit dem Meister vor sich gegangen war. Es sind die beiden Ansichten aus dem Garten des Prado erwarten, bilden sie die größte. Man meint, zu träumen. Ist Das wahr und möglich? Vor nahezu dreihundert Jahren sind da zwei Bilder entstanden, die ohne Vorgang dastehen in der Geschichte der Malerei, Landschaften, die vor der Natur prima herunter gemalt sind, die das Sonnenlicht wiedergeben, wie es hell auf einen Kiesweg durch schattende Laubzweige hindurch fällt. Hat sich da nicht ein früher Claude Lorraine, ein bestes Bild von Liebermann nach dem fernen Süden verirrt? Konnte so Etwas gemalt werden und dann zweihundert Jahre ruhen und warten, bis der Erbe kommt, der die reiche Erbschaft antritt? Es ist unerhört, wie Velazquez hier mit mächtigem Anlauf weit über Rubens und über seine ganze Zeit hinausstrebt. Dann Das muß bei der ganzen Betrachtung festgehalten werden: nie ist Rubens in diesem Sinn der Wirklichkeit nachgegangen; und wo er in seinen Landschaften uns Landschaftsmöglichkeiten vorführt, da geschieht es, um die farbenwedende Zaubergewalt des Lichts der Gestaltung einer verzauberten Wirklichkeit dienstbar zu machen. In diesem Sinn ist er der unmittelbare Vorläufer von Turner und Constable und Allen, die nach ihnen in der Farbe das bestimmende Stilprinzip ihrer Landschaftsgestaltung gesucht haben. Die reine Wirklichkeit aber an sich hat ihn, wie schon Goethe uns lehrt, nie interessiert; daher ist er auch nie ein Porträtist im höchsten Sinn geworden.

Immer wieder strebt die Kunst neuen Idealen, neuen Stilmöglichkeiten, neuen Unwirklichkeiten zu; die erste und unerlöbliche Voraussetzung aber solchen Strebens bildet dann immer wieder das sichere, untadelige Erfassen der Wirklichkeit nach bestimmten Richtungen ihrer Erscheinungswerte hin. Die Geschichte der Kunst ist die Geschichte des Suchens und Ziehens von Ideal und Wirklichkeit, von Stil und Natur; und wo immer zwischen diesen Grundelementen neue Relationenwerte sich bilden, da wächst im kleinsten oder größten Sinn neu ein Stil... Velazquez hat die überkommenen Stilelemente in ihrer überkommenen Relation zu einander über Bord geworfen. Das Wirklichkeitslicht bei Rubens hat ihm die letzte Befreiung geschaffen und als der Erste unter allen Malern verzichtet er darauf, zum Zweck der malerischen Darstellung einen Vorgang in der Wirklichkeit oder auf der Leinwand zusammenzustellen; als der Erste geht er darauf aus, Ausschnitte aus der Wirklichkeit zusammenzusehen und als einheitlich Geesehenes zur Darstellung zu bringen. Damit aber verschiebt sich dann

*) Ein Fragment aus der Einleitung, die Herr Dr. Freiherr von Bodenhausen seiner Uebersetzung des „Velazquez“ von R. K. M. Strunson voranschickt. Die deutsche Ausgabe des Buches, das der Kunstkritik neue Bahnen wies, erscheint Ende Oktober bei Bruckmann in München. Als ein seltenes Zeichen nobler Bescheidenheit sei erwähnt, daß Herr von Bodenhausen die Absicht, ein Buch über Velazquez zu schreiben, aufgab und sich mit der Rolle des Uebersetzers begnügte, weil ihm das zunächst Wichtigste schien, Strunsons Werk den Deutschen zugänglich zu machen.

notwendig die ganze Architektur, der Stil in seiner Kunst. Statt, wie Rubens, Wirklichkeitselemente in seine Kunst hineinzutragen, zwingt er sich die Wirklichkeit zum Stil und setzt an die Stelle der Komposition die Auslese. Den Anfang damit aber hat er in seinen Medici Landschaften gemacht.

Hier ist es Ernst geworden mit der Beobachtung wirklichen Lichtes. Hier sieht er, wie die Sonne durch die Bäume fällt und welche Wirkungen Schatten und Licht auf Boden und Mauerwand ausüben. Kein farbiges Bild. Aber, wie Constable es dann aufnehmen sollte, feinste Differenzirung der Farbenwerthe. Das Grün, das wir durch die Akade hindurch sehen, hat durch das Medium der Luft einen gegen das Grün des Vordergrundes veränderten Ton erhalten; und zwar ohne Rezept und Formel, so, wie es sein auf feinste Farben- und Lichtschwimmungen eingestelltes Auge sieht. Kein Bild, außer den *Meninas*, wirkt so modern und von allen frühen Bildern ist es insofern das interessanteste, als es zeigt, mit welcher Energie und welchem Temperament er der Natur zu Leibe geht. Die tiefe Erregung, die ihn vor den Schönheitwerthen der Natur erfasst, hat in dieser sinkensprühenden Malerei ein Leben gewonnen, das noch nach Jahrhunderten als gleiches, zündendes Leben sich uns mittheilt. Das ist die Liebe zur Wirklichkeit, der er seine nie wieder erreichten Erfolge als Porträtist verdankt. Das ist die neue Sprache, die er geprägt, um Wirklichkeitwerthe in Kunstwerthe zu übersezen, um die Zeitlichkeit zum Abglanz der Ewigkeit zu erheben; um das Flüchtige der Erscheinung zum Stillstand und das Vergängliche zur Dauer zu zwingen.

Auf dem hier betretenen Wege einer Freiluftmalerei ist er dann nicht weiter gegangen. Von Einzelausnahmen bei *Guardi* etwa und *Goya* abgesehen, hat man erst im neunzehnten Jahrhundert an diesen Anfang wieder angeknüpft. War ihm das Sonnenlicht zu grell, zu festig? War es ihm als Einheitston zu scharf? Oder war das allgemeine Entsetzen über solche revolutionäre Malerei allzu groß? Wir wissen nichts von seinen Gründen. Aus seinen späteren Werken aber wissen wir, daß er vornehmlich im geschlossenen Raum der Lichtwirklichkeit nachgegangen ist. Und wo der Vorwurf ihn zwang, seine Darstellungen in die freie Luft hinauszuerlegen, wie in seinen Jagd- und Reiterbildnissen, da kommt, wie der vielleicht gründlichste *Velazquez*-Kenner, *Veruete*, richtig beobachtet hat, ein diffuses Licht zur Darstellung, wie es hell und kräftig, aber ohne die Fleckenwirkung des Sonnenlichtes und ohne scharfe Schatten in jenen lichtgesättigten Hochebenen Spaniens bei bedecktem Himmel existirt. Lehrreich aber ist der weitere Entwicklungsgang, den *Velazquez* seinen letzten Zielen entgegen durchmacht. Denn die *Medici*-Landschaften sind nur wie ein erstes Ahnen, wie ein Vorfrühling und ein freundiger Bote; die volle Reise setzte erst später ein.

... An die Stelle der stilisirten Lichteinheit ist in der „*Vulkanschlucht*“ die Vichteinheit der Wirklichkeit getreten, an die Stelle einer geistigen Dezentralisirung eine geistige Centralisirung, an die Stelle des kompositionellen Lichtsausgleichs der Massen eine Vintenkomposition, die, ohne die Grenzen der Wirklichkeitsmöglichkeiten zu verlassen, doch in einem dem geistigen Gehalt parallelen Sinn centralisirend wirkt. Von diesen Elementen sind die beiden zuletzt genannten italienischer Herkunft, wenn auch für deren erste eine Prädisposition schon in frühesten Bildern des *Velazquez* kenntlich wird. Sie erfüllen und durchbringen von da

ab seine Kunst in immer neuen Umwandlungen und wirken im Sinn wechselnder Vermannichfaltigung. Von entscheidender Bedeutung aber für das Wesentliche in der Kunst des Velazquez sind sie nicht geworden. Was er uns zu sagen hatte, Das wäre mit der gleichen Kraft auch ohne den italienischen Einschlag zum Ausdruck gelangt. Entscheidend aber ist die Einführung der Lichtwirklichkeit für seine Kunst geworden. Es war das Element, das ihm in seinem Streben nach letzter Wahrheit schulte und ohne das er sein letztes Ziel nie erreicht, ohne das er mit seiner Kunst nie Epoche gebildet hätte. Wäre Velazquez gestorben, nachdem er die Borrachos geschaffen hatte, so wüßten wir wohl, daß hier der bedeutendste Maler Spaniens ein frühes Ende gefunden, aber wir hätten keine Ahnung von der Epoche schaffenden Kraft, die in dieser Begabung noch gefangen lag. Es steht außer Zweifel, daß ein Genie von der Kraft des Velazquez diesen entscheidenden Schritt aus eigener Kraft hätte thun können. Die Gerechtigkeit aber verlangt, daß man hier Rubens die Ehre zuweist, die ihm zukommt, die Ehre, dem jüngeren Genie zur Befreiung des Elementes verholfen zu haben, das ihn der letzten Höhe seines Schaffens entgegenführen sollte.

Ueber Goethe schreibt einmal Schiller an Humboldt: „Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen.“ Vor solcher Charakteristik wird die Erinnerung an das Wort lebendig, das Merck a. 1. seinen großen Freund schrieb: „Dein Bestreben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben.“ Wie Goethe, so hat auch Velazquez im „Besonderen das Allgemeine geschaut“. Und wie Goethes beobachtender Blick, so hat auch der des Velazquez „still und rein auf den Dingen geruht“.

Noch ein Wort über Stevenson. Er wurde 1847 in Edinburg geboren, studirte in Cambridge und widmete sich dann ganz der Malerei. Von der Unnatur, die den Schüler der Ecole des Beaux-Arts in Antwerpen umgab, flüchtete er sich nach Paris zu Carolus Duran und nach Barbizon. Was er den Franzosen verdankt und welche Mühe er hatte, sich von der Akademie ganz frei zu machen, kann man in seinem Kapitel über die Farbe bei Velazquez nachlesen. Er hat sich dann vornehmlich der Landschaftsmalerei zugewendet. Daneben hatte ihn von je her die begrifflich zu formulirende Gesetzmäßigkeit aller Kunst besonders angezogen. Mit den Jahren gewann diese Seite seiner Veranlagung immer mehr das Uebergewicht. Die ihn gefannt haben, rühmen an ihm das Feuer und den glühenden Geist seiner Rede. Seine feinen und geistvollen Beobachtungen über Malerei hat er zum großen Theil in der „Saturday Review“, der „Pall Mall Gazette“ und dem „Magazine of Art“ niedergelegt. Eine Gesamtausgabe dieser Aufsätze wird auf meine Anregung bei Bell & Sons erscheinen. Was er über Malerei zu sagen hatte, gehört zum Wertvollsten, das wir überhaupt besitzen. Dabei hat er, etwa wie bei uns Bayersdorfer, nie gern geschrieben. Das gesprochene Wort erschien ihm natürlicher und lebendiger. Darum sind auch nur wenige Bücher von ihm erschienen. In erster Linie stehen seine Monographien über Rubens und vor Allem über Velazquez. Die's Buch ist gewissermaßen der Extrait seines Kunstbegriffes. Edwin Colvin hat von dem Werk gesagt: „In keinem anderen Buch, scheint mir, weder in der englischen noch in irgend welcher anderen Literatur, ist die Psychologie des künstlerischen Lebens so klar und so beweiskräftig zum Ausdruck gebracht, ist die Natur des rein Malerischen in der Malerei im Gegensatz zu allen Literarischen und Historischen in einer so zwingenden und liebenswürdigen Weise und Allen sichtbar gemacht worden.“

Nitschewo.

Es giebt ein russisches Wort, das so oft wie kein anderes gebraucht wird. In jeder Zeit, in glücklichen und in traurigen Momenten, ist es der Ausdruck, in dem sich Alles für den Russen resumirt. „Nitschewo“. Zu Deutsch: „Nichts“; oder besser: „Das macht nichts“. Am Meisten hört man es als Ablehnung, wenn gedankt wird, wo man englisch „Do n't mention it“ sagt und deutsch „Bitte“; es giebt aber überhaupt keine Lage, in die es nicht paßt. Den Charakter der Slaven spiegelt es mit all seinen Licht- und Schattenseiten. Wie das spanische „mañana“ (morgen) den leichtlebigen Spanier und „all right“ den energischen Amerikaner bezeichnet, so bezeichnet „Nitschewo“ den gutmüthigen, fatalistischen Russen.

Ein russischer Diplomat erzählte mir einmal, daß Bismarck, während er als preussischer Gesandter in Petersburg weilte, einen eisernen Ring mit der Inschrift „Nitschewo“ trug. Man fragte ihn, was das Wort für ihn bedeute, und er antwortete: „Ganz Rußland“. Er wurde aufgefordert, sich näher zu erklären, und erzählte die folgende Geschichte. Eines Tages fuhr er im Schlitten zu einer Bärenjagd und der Russhil jagte auf gefährlichem Bergweg so waghalsig vorwärts, daß das Fahrzeug jeden Augenblick umzuwerfen drohte. „Nimm Dich doch in Acht!“ rief ihm Bismarck zu; „sonst geschieht ein Unglück.“ Der Kutscher zuckte mit den Achseln und sagte: „Nitschewo“, fuhr aber womöglich noch rasender als zuvor. „Halt!“ rief Herr von Bismarck, der sich nur mühsam mit den Händen festhielt. „Du wirfst noch um; wir verlieren Beide das Leben.“ „Nitschewo! Nitschewo!“ sagte wiederum der Russhil; doch, wie vorausgesehen, stieß der Schlitten in seiner wilden Fahrt plötzlich gegen ein Hinderniß, die Pferde scheuten, stürzten sammt dem Schlitten kopfüber einen Abhang hinunter und brachen schließlich auf verfestem, morastigen Boden ein. Im Gesicht verletzt und wüthend, machte sich Bismarck von den Trümmern frei und stürzte sich mit erhobenem Reitstiefel auf den Russhil, um ihm eine gehörige Lektion zu geben. Der Mann kam ihm aber freundlich lächelnd entgegen, wuschte ihm das Blut vom Gesicht und sagte beruhigend: „Nitschewo, Barin!“ Bismarck mußte lachen. Und dieser Vorfall dünkte ihn so bezeichnend für ganz Rußland, daß er sich aus einem Fragment des Schlittens den Ring machen ließ; und die Devise „Nitschewo“ wurde, so lange er in Rußland war, auch die seine.

Für mich bedeutet „Nitschewo“ Rußden, die russische Krone, den Krieg mit Japan, die Zukunft Chinas — es ist der Inbegriff aller Eindrücke, die ich aus der Mandchurei mitgebracht habe. Es war das erste russische Wort, das ich lernte. Wenn man mich fragte: „Sprechen Sie Russisch?“, antwortete ich jedesmal: „Nitschewo!“ Wenn die Ekel erregenden chinesischen Krüppel und Bettler sich in den Straßen von Rußden zu nah an mich drängen oder die Hausierer zu unverschämmt werden, schreiet man sie mit einem donnernden „Nitschewo!“ zurück. Wenn ein Stabsoffizier mich auf Pariser-Französisch höflich um Verzeihung bittet, weil er mir unversehens im Wege stand oder mich mit seinem Säbel berührte, murmelt ich ein abwehrendes „Nitschewo“. Wenn eine neue Diözesanpost einläuft oder die Nachricht vom Tode eines jungen Offiziers, der gestern noch mit uns sich seines Lebens freute, wird nachlässig mit den Schultern geizt

und „Nitschewo“ gesagt. Ja, wir haben Kanonen und Fahnen und eine ziemlich wichtige Position verloren: Das macht aber schließlich nichts aus. „Nitschewo“.

Wenn man mich fragt, wie es möglich wurde, daß die größte Nation der Welt nicht im Stande war, ein Land, das in eine der kleineren russischen Provinzen hineinginge, zu besiegen, würde ich „Nitschewo“ die allermeiste Schuld zuschreiben. „Nitschewo“: dem gleichgiltigen, faulen, unbesümmerten, dumm fatalistisch und wunderbar stoischen Wahlspruch der Slaven, gleich unheilvoll in seiner Wirkung auf die Lebensführung des Einzelnen wie auf die Führung der gemeinsamen Sache, dem eingestrichelten Leichtsinne der Kelten vergleichbar, der Irland zum Fluch geworden ist.

Eines Abends sah ich, in Mutden, im Bahnhofsgebäude mit einem russischen Artilleriehauptmann, dessen Batterie am nächsten Morgen früh ausrücken sollt. Der größte Theil der Nacht wurde mit Kameraden verbracht.

„Ich haune, daß Sie so viel Wodka und untrappirten Champagner gemischt vertragen können,“ sagte ich; „besonders, da Sie doch so früh fort müssen.“

„Was macht mir Das?“ Er war schon halb im Dusek. „Nitschewo!“

Bei Tagesanbruch, als ein Unteroffizier meldete, daß die Batterie bereit sei, lag der Hauptmann unter dem Tisch. Auf alle ehrsüchtigen Vorstellungen seines Unteroffiziers gab er keine andere Antwort als „Nitschewo“. Der thallose Unteroffizier überließ es den Freunden, seinen Vorgesetzten zu werden. Sie richteten ihn auf und redeten ihm eindringlich zu, sahen aber bald die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen ein und sagten: „Nitschewo!“ Dem Unteroffizier wurde bedeutet, die Batterie müsse warten.

„Was geschieht jetzt wohl?“ fragte ich einen Offizier.

„Nichts“, meinte er. „Nitschewo. Die Batterie kommt noch zeitig genug an. Warum sollen sich die Leute beeilen, um womöglich früher anzukommen?“

Vier Tage später, als aus den nördlichen Bergen der Liau-Tung-Halbinsel ein Befehl gemeldet wurde, vernahm ich, daß die Batterie unseres Freundes daran theilgenommen und schwer unter dem Schrapnellfeuer der Japaner gelitten hatte. Ich hörte noch, wie ein höherer Stabsoffizier Karopatkins erklärte, die peinlichsten Niederlagen auf der Liau-Tung-Halbinsel seien der Ueberlegenheit der japanischen Artillerie zuzuschreiben, die, weit mobiler als die der Russen, bessere Positionen einnehmen könne.

Der lebenswürdigste Mensch, den ich das Glück hatte, in der Mandschurei kennen zu lernen, war ein an die Militärbahn detachirter russischer Genie Hauptmann. Eine gewinnende Persönlichkeit, freigiebig und gastfreundlich wie ein Fürst und menschlich in seinem Umgang mit den gemeinsten Kosaken und schmutzigsten Chinesen. Segen mich, der mit dem Professor in Konflikt gerathen und deshalb in einer wenig beneidenswerthen Stellung war, zeigte er sich immer besonders gefällig und bemühte sich, mit aufheiternenden Einfällen meine Sorgen zu verstreuen. „Nitschewo“ nahm in seinem Munde eine trostreiche, hoffnungsvolle Bedeutung an. Ich mußte fast glauben, daß Alles, was mich bedrückte, bald zu nichts werden würde. Sein einziger Fehler war die Leidenschaft für Kartenspiele, besonders für hohes Spiel. Als ich einmal mehr Rubel verloren hatte, als mir gerade angenehm war, tröstete er mich mit der Bemerkung: „Nitschewo!“

Wir verlieren oft fünfshundert Rubel auf eine Karte.“ Ich dachte, er übertreibe; aber am nächsten Abend, als ich mich im Offizierkasino einfand, war mein Freund so ins Spiel vertieft, daß er nur ausblickte, um mich lächelnd zu begrüßen. Ein anderer Offizier raunte mir zu, unser Freund habe dreitausend Rubel verloren und das Glück sei ihm noch immer nicht günstig. Ich blieb, um dem Spiel zuzusehen, bis nach Mitternacht. Unter den Spielern waren andere Offiziere der Militärbahn und ein Korrespondent der „Kowoje Wremja“. So oft hatte ich ihn dort bemerkt, daß ich ihn scherzend fragte, wann er eigentlich schreibe.

„Ich sage Ihnen aufrichtig“, erklärte er: „ich schreibe gar nicht. Was nützt es mir denn, für die Zeitung zu schreiben, wenn ich hier zehnmal mehr als zu Haus durch meine Arbeit gewinnen kann?“

„Über was sagt der Redakteur dazu?“

„Nitschewo . . . Wer giebt?“

Plötzlich, gegen zwei Uhr morgens, trat ein Bahnbeamter herein. Sein Rapport veranlaßte meinen Freund, dem das Glück nicht hold sein wollte, rasch den anderen Genieoffizieren Etwas mitzuthellen. Einer von ihnen, ein Lieutenant, sprang mit dem Ausruf: „Uiyo, ye, ye!“ auf. Am Tisch brach Alles in schallendes Gelächter aus. Er eilte weg und ich folgte ihm, da ich Neuigkeiten witterte.

„Was giebt's denn?“ fragte ich.

„Ein Zug ist angekommen und Niemand war am Bahnhof.“

„Was? Gar Niemand?“ fragte ich erstaunt; denn den Tag über standen bei jedem Waggon Wachen mit blanken Säbeln.

„Die Wachen waren freilich da“, antwortete er, während wir durch die unergündlichen Straßen Wukdens stolperten, „aber keiner von uns Offizieren.“

Als wir am Bahnhof ankamen, war der Zug nicht mehr da. Auf dem Perron ging ein General in verhaltenem Zorn auf und ab. Sobald er den Lieutenant erblickte, brach der Sturm los. Er hatte von Charbin aus telegraphirt, daß er mit seinen Pferden hier ankommen werde; und da Niemand da war, seien jetzt die Pferde nach Klawjang weitergefahren. Kein groß- oder kleinrussischer Fluß wurde dem unglücklichen Lieutenant erlassen. Der war ganz zerknirscht. Er stürzte ins Telegraphenamt und besorgte mit der Hilfe zweier Telegraphisten eiligst alles für den Rücktransport der Pferde Erforderliche. Man konnte er dem General melden, daß die Sache erledigt sei, und wagte, die Hoffnung auszusprechen, Seine Exzellenz möge wegen der Pferde keine weiteren Unannehmlichkeiten haben. „Nitschewo!“ sagte der alte Soldat ruhig und klopfte ihm freundlich die Schulter. Sein Zorn war verflogen. „Gehen wir ins Buffet, das zum Glück noch offen ist. Der Amerikaner soll auch mitkommen.“ Eine halbe Stunde später saßen wir ganz gemüthlich beisammen. Der General nahm die Einladung an, den Rest der Nacht im Quartier des Lieutenants zuzubringen. Um elf Uhr vormittags schliefen Beide noch. Mein anderer Freund, der unglückliche Spieler, war gerade aufgestanden. Er war heiter wie gewöhnlich.

„Hoffentlich hat sich gekern das Glück gewendet“, sagte ich.

„Nein, ich habe die ganze Zeit Unglück gehabt.“

„Wie viel haben Sie verloren?“

„Dreitausendfünfshundert Rubel.“

„Das ist recht traurig“, meinte ich.

„Nischno! Was liegt daran? Ein anderes Mal gewinne ich.“

Sein Jahressold war, wie ich wußte, nicht so hoch wie dieser Verlust eir er einzigen Nacht. Er hatte mir schon anvertraut, daß er in Paris und Monto Carlo alles Vermögen, das er von Haus aus besaß, durchgebracht habe. Gleichmüthig und fröhlich wie immer, faßte er mich beim Arm und nahm mich zu einem der Stunden lang währenden Frühstücke mit, die mit fünf Glas Wodka und mit so viel Satscha anfangen, daß Zwei davon satt werden könnten. Nach dem Frühstück versank mein Freund in Brüten. „Was fehlt Ihnen?“ fragte ich.

„Ich bin besorgt um Iwan Iwanowitsch. Sie haben's vielleicht bemerkt: er war wieder betrunken. Heute früh war er schon betrunken; und jetzt wieder. Allerdings verschläft er's bald; aber man kann darauf rechnen, daß er abends wieder trinkt. Es ist zu viel. Ich habe mit ihm gesprochen und andere Vorgesetzte auch; er verspricht dann immer unter Thränen Besserung, — und betrinkt sich aus lauter Kummer und Schmerz gleich darauf wieder.“

„Wie er dabei seinen Dienst thun kann, ist mir unverständlich,“ wagte ich zu bemerken.

„Das ist's eben, was mich bekümmert,“ sagte der Hauptmann lächelnd.

„Ich muß fortwährend für ihn eintreten, damit ihn keine zu große Schuld trifft.“

„Er kann von Glück sagen, daß er Sie zum Vorgesetzten hat,“ sagte ich.

„Nischno!“

Eines Abends sah ich zufällig allein auf einer Bank am Bahnhof und hörte der Militärmusik zu, die zu Ehren Alexejew's, dessen Hauptquartierzug auf einem Nebengleis stand, spielte. Ein älterer Herr, von einfachem Wesen, setzte sich nach einer höflichen Anfrage neben mich.

„Kennen Sie diesen Marsch, den sie jetzt spielen?“ fragte er auf Französisch.

Ich sagte ihm, daß er mir neu sei, aber sehr gut gefalle.

„Es ist einer unserer schönsten Märsche und heißt Souvenir d'Extrême-Orient. Wenn wir ihn später wieder hören, werden wir an Nulden denken.“

Auf Deutsch kam die Konversation erst in Fluß. Der alte Herr entpuppte sich als einen Kurländer, und als wir später Karten wechselten, stand auf seiner „Fürst . . . Kammerer“ und noch andere Würden. Es war als besonderer Bote des Kaisers Nikolaus erst vor Kurzem angekommen, um sich mündlich mit dem Statthalter Alexejew über irgend eine komplizirte oder geheim zu haltende Angelegenheit zu verständigen. Noch nie habe ich einen besser informirten und liberaleren Menschen getroffen als diesen Fürsten. Er nahm kein Blatt vor den Mund und die energischen Ausdrücke, deren er sich bediente, um die diplomatischen Verhandlungen, die zum Krieg führten, und die dann folgenden unzählbaren militärischen Fehler und Mißgriffe zu schildern, sind kaum wiederzugeben. Wenn ich sie Wort für Wort aufgeschrieben und am nächsten Morgen dem General Pflug vorgelegt hätte, wäre meine Laufbahn als Korrespondent wesentlich abgekürzt worden; denn dieser General liebt keine Wahrheit, die unangenehm kommt.

Während des langen Gespräches, das ich in dieser schönen, vom Mond erhellen Sommernacht mit dem Fürsten hatte, fiel mir auf, daß er nur zweimal das Wort „Nischno“ gebrauchte. Wenn er „Nischno“ sagte, dann war es von besonders kräftiger Wirkung. Einmal fragte ich ihn, ob es nicht recht

langweilig sei, einer einzigen Unterredung wegen diese zweihundzwanzigtägige Reise durch Europa und Asien zu machen und dann gleich die Rückreise anzutreten, um schließlich Seiner Majestät dem Zaren einen vielleicht unwillkommenen Bericht zu erstatten. „Nitschewo!“ rief er lächelnd; „mit meinem Dienst streite ich nicht!“ Später, als er über die Dummheit und die verhängnißvollen Folgen des Krieges gesprochen und mit bewegten Worten den sprachlosen Schmerz des Zaren über die Niederlagen der Flotte geschildert hatte, fügte er hinzu: „Was soll schließlich aus unserer unglücklichen Armee hier noch werden, aus all diesen armen Kerlen, die wir in Petersburg und Moskau von der Kadettenschule und von so vielen Festungen her kennen? Aus den zweihunderttausend Soldaten, die in dieser elenden Wandschurci ihrem Schicksal entgegengehen? Sie sind in Petersburg schon ausgegeben. Für uns sind sie so gut wie tot. Wir sehen sie nicht wieder. Und es ist nur das erste Opfer. Nitschewo . . . Die Wandschurci geben wir aber nicht auf. Die muß unser werden. Unsere Grenze kann nur der Ocean sein. Was macht dieser Krieg denn im Grunde aus? Was noch andere Kriege? Der Unverstand unserer Staatsmänner ist so groß, daß wir noch andere, gegen noch Mächtigere zu führende erwarten können. Unsere Armee mag sich blamiren, das russische Reich mag Bankerot machen: erreicht wird das Ziel doch. Was sind zehn, zwanzig oder sogar hundert Jahre für Rußland? Nitschewo!“

Oberst Edwin Emerson.



Fusionen in der Chemie.

Reignisse ersten Ranges haben sich vor wenigen Wochen im Reich unserer chemischen Fabriken abgespielt; die öffentliche Meinung aber hat bei diesem Schauspiel weder gezischt noch geklatscht. Sehr begreiflich. Die Aktienspekulation, um die sich hier handelt, kann bei so hohen Kursen nur einzelne Kreise himmelhoch jauchzen oder zu Tode betrübt werden lassen; auch fehlten all die Gewaltthätigkeiten, die den Geschäften höheren Stiles die eigentliche Sensation verleihen. Vielleicht hat man gar kein Recht, die Käufer von Badischer Antlinsabrik, Höchster Farbwerken, Bayer-Eisfeld, Griesheim als Hausfiers zu bezeichnen. Auf diesem engen Markt pflegt ja fast jede Aktie, die gekauft oder verkauft wird, auf den Kurs einzuwirken; und Hausfiers kann es da gar nicht geben. Es ist eben ein wesentlicher Unterschied, ob Einer Notirungen über 400 als hoch ansieht oder ob er nun auch zum Figen die nöthigen Stücke bekommt.

Vor einigen Monaten stiegen Höchster Farbwerke beständig, gleich um ganze Procente und — was wohl auffallen konnte — bei oft verzehnfachten Umsätzen. Da die Leiter unserer chemischen Gesellschaften aber so viele bekannte Eisen im Feuer haben, träumte die Börsenphantasie höchstens von einem neuen Verfahren zur Herstellung besonders billigen Indigos, von einem neuen Mittel gegen heftigen Kopfschmerz oder von Aehnlichem. Die Presse wußte auch nichts und man fürchtete sich durchaus nicht, wie man auf dem Bankgebiet gethan hätte, sie eben so schlecht unterrichtet wie das große Publikum zu lassen. Eines schönen Tages aber wurde die Welt (die der Industrie, nicht der Finanz) von einer reichlich mit Zahlen versehenen Botschaft überrascht, die eine Interessen-

gemeinschaft zwischen den höchsten Farbwerken und Cassella in Frankfurt am Main als fertige Thatsache meldete. Sicher hatten die Direktoren der Konkurrenz in Ludwigshafen und Elberfeld nicht gut zu hören geglaubt, als ihnen diese Risikotransaktion zuerst nach der Blättermeldung telephonirt wurde. Doch vom Erstaunen zur That war für sie nur ein Schritt. Schon nach kurzer Zeit konnte die Nachricht von der neuen Interessengemeinschaft zwischen der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen und Bayers Farbenfabriken in Elberfeld mit allen Einzelheiten in die Welt hinaustelegraphirt werden. Wenn man die wechselnden Schicksale bedenkt, die in der Elektrizitätsindustrie die Verhandlungen über Fusionen sogar dann noch durchzumachen hatten, als auf der einen Seite schon der Athem ausging, oder wenn man an die Windungen und Krümmungen zurückdenkt, die sichtbar wurden, ehe in Rheinland-Westfalen Kohlenbergwerke wie eroberte Provinzen vereinigt wurden, so muß die einfache, rasch wirkende Methode der Farbenmänner angenehm berühren. Die Chemie scheint eben ohne Bankherrscher und Kampjuristen auskommen zu können.

Die großen Ereignisse hatten keinen Schatten vorausgeworfen, der thatsächlich vorhandene sehr lebhafter Wettbewerb hatte die Fabrikation nicht wundgerieben: und plötzlich, gleichsam über Nacht, waren aus den vier weitaus größten chemischen Fabriken zwei ziemlich geschlossene Einheiten geworden. Und da anzunehmen ist, daß die griesheimer Gesellschaft, trotz aller Staatsprotection, solcher gewaltigen Neuerung nicht unthätig zusehen wird, so könnten wir bald vielleicht noch von einer dritten Gruppenbildung hören. Zu diesem Pool vereinigen sich am Ende gar nicht nur zwei, sondern drei oder vier Gesellschaften. Die Kraft der beiden ersten Concerns wäre auch dadurch freilich nicht zu erreichen. In jedem Fall aber erhält jetzt unsere nach Wissenschaftlichkeit und Dividende am Höchsten stehende Industrie mit einem Schlag ein völlig verändertes Gesicht.

Der Theil unserer chemischen Industrie, ders zur ersten Weltstellung gebracht hat, umfaßt Theerprodukte und pharmazeutische Präparate (von denen wichtige, die sinkenden Schwefelkörper, sich unbewohnte Theile der Lüneburger Halbe als Herstellungsort gefallen lassen müssen). Cassella hat sich von je her auf die Herstellung von Theerfarben beschränkt, deren Absatz, dank glänzenden Erfindungen und vorzüglicher Geschäftsorganisation, Millionengewinne brachte, ohne daß dazu besondere Anlagen von riesigem Umfang nötig waren. Deutschland hat viele große Aktiengesellschaften, deren Reinerträge weit hinter dem dieser Privatfirma zurückbleibt. Nicht allzu oft wird wohl eine Gewerbesteuer auf sieben Millionen bezahlt. Hier haben wir eins der seltenen Beispiele, die lehren, daß ein Haus ohne fremdes Geld, fast nur mit eigenen — anfangs gar nicht so großen — Mitteln, sich auf gleicher Werthhöhe mit den mächtigen Aktienunternehmen seiner Branche halten kann. Um Das zu erreichen, war mehr erforderlich als die Bewilligung märchenhafter Gehalte und Lantien zum Lohn der besten Leistungen: die Firmeninhaber selbst mußten entweder Chemiker oder Kaufleute ersten Ranges sein und die Fähigkeit haben, ihren Farben bis nach Südamerika und sogar China Geltung zu schaffen. Früher hieß es, wers zu Etwas bringen wolle, dürfe nur Geschäftsmann sein, nichts weiter als Geschäftsmann. Das hat die Wirklichkeit unserer Tage widerlegt. Heute giebes rastlose Praktiker, die zugleich Herrenreiter sind, am Morgen nach dem Rennen aber wieder prompt in

ihrem Laboratorium sitzen. Als Cassella den Handel in natürlichem Indigo aufgegeben hatte, ging die Firma niemals über die Fabrication von Theerfarben, Anilinfarben hinaus. Höchst dagegen liefert Alizarin, Anilin, Resorcin- und Azo-Farbstoffe, den so viel verheißenden künstlichen Indigo, chemisch-technische Produkte, Säuren und pharmazeutische Präparate. Aus dem Gebiete dieser so überaus reichen Thätigkeit kann Cassella zunächst nur die hochprozentige Säure interessieren, da die Firma solche Hilfstoffe in großen Mengen gebraucht, bisher aber von anderen Fabriken zu kaufen pflegte, unter denen Griesheim als Hauptlieferant geschätzt war. Diese Anlagen (für die Herstellung von Oleum und Aehnlichem) sind ungleich kostspieliger als solche für die bloße Fabrication von Schwefelfarben. Dennoch wäre es vielleicht von Griesheim klug gewesen, einem so enorm wichtigen Kunden aus eigener Initiative außerordentliche Vortheile zu bieten, damit nicht, eben wegen der Säuren, Unabhängigkeitgellüste aufzukommen brauchten. Das geschah nicht; und so drängte die Riesenenwicklung des Hauses Cassella zur Gründung eigener Roß- und Hilfstoff-Fabriken.

Ich gehe hier absichtlich auf die Details ein, um den Irrthum mancher Gelehrten zu zeigen, die im Wirtschaftsleben Alles nach nüchternen, rein rechnerischen Erwägungen begutachten möchten. Scheinbar ist die Gemeinschaft zwischen Cassella und Höchst ja zu Stande gekommen, weil Höchst gerade die Säuren fabrizirt, die Cassella in ungeheuren Mengen verarbeitet und für die er nun doch keine neuen Anlagen zu machen braucht, weil er jetzt, als indirekter Theilhaber von Höchst, von den vielleicht zu hohen Preisen Etwas ja wieder herinkommt. In Wirklichkeit liegen aber die Dinge ganz anders. Die Firma Cassella hätte, ihrem Range nach, eine Schwefelsäurefabrik zu errichten gehabt. Das hätte sie auch gethan; für ihre Mittel kam weder die schwierige Wahl eines den Behörden passenden Ortes noch die Möglichkeit in Betracht, daß ihre Schornsteine auf Wunsch um noch fünfzig Meter erhöht werden müßten. Entscheidend war vielleicht das Menschliche. Im Haus Cassella herrschen unter den verschiedenen Inhabern komplizirte persönliche Beziehungen. Eine Verständigung über große Erweiterungaktionen wäre da nicht ganz leicht zu erreichen; und jüngere Familienmitglieder hätten wenig Hoffnung, ihre Kraft schnell zur Geltung zu bringen. Und noch Eins ist zu bedenken. Nach dreißigjähriger Arbeit pflegt die Unternehmungslust oft abzunehmen; wer Riesenerfolge hinter sich hat, fühlt sich manchmal berechtigt, auf Vorber und Gold auszuruhen. Das ist der Lauf der Welt. Ohne diese rein persönlichen Gründe hätte die mit Recht zur ersten Industrieklasse gezählte Privatfirma sich einer anderen großen Organisation vielleicht zwanzig Jahre später verbündet. Da nun die zweite große Gemeinschaft (Badische Anilin- u. Sodalwerke) ohne das Vorbild, den ersten Concern, wahrscheinlich gar nicht entstanden wäre und da wir mit einiger Sicherheit erwarten dürfen, daß die Nachahmungslust zu neuen Interessenvereinigungen führt, so haben wir hier einen Fall, wo die Psychologie fast allein uns eine Art industrieller Ummwälzung erklärt. Daß Höchst und Cassella einander ergänzen, habe ich zu zeigen versucht; ergänzen aber auch die Werke in Elberfeld und Ludwigshafen einander? Einstweilen setze ich die Möglichkeit noch nicht. Die beiden großen Gesellschaften besitzen Schwefelsäurefabriken, stehen also auf dem wichtigsten Gebiet in keinem Verhältniß zu einander.

Woßl aber könnte man an einen künftigen Austausch der Patente denken. Viel Arbeit, Zeit und Geld wäre dadurch zu ersparen. Heutzutage experimen-

tiren die Chemiker der verschiedenen Gesellschaften wie Leute, die im Dunkel neben einander sitzen und von einander erst erfahren, wenn plötzlich ein Lichtstrahl ins Zimmer dringt und die Situation erhellt. Ein für die Dauer organisirter Austausch von Versuchen, Methoden, Erfindungen würde das jetzt fehlende Licht verbreiten: Jeder wählte dann, wie weit der Nachbar ist. Bisher wurde, sobald von einer Seite ein Patent angemeldet war, das Laboratorium der anderen Seite dagegen gehehrt. Die Chemie sollte den Nachweis liefern, daß die angebliche Erfindung gar nicht neu, längst schon dagewesen sei, und man erhob, noch ehe die beauftragten Chemiker an ihre Arbeit gegangen waren, für alle Fälle in Berlin Einspruch. So hatte man immerhin ein paar Wochen gewonnen, von denen sich Allerlei hoffen ließ. Ich will ein typisches Beispiel anführen. Die Badische Anilinfabrik meldete einst ein auf Oleum bezügliches Patent an; die Ueberleitung der Gase durch Abbrände sollte die schwefelige Säure von schädlichen Einflüssen befreien. Bald darauf folgten die Höchster Farbwerke mit der Anmeldung eines Patentess zur Darstellung von Schwefelsäure-Anhydrit; auch hier Ueberleitung der Gase durch Abbrände. Viele Fachmänner versicherten, an der höchsten Sache sei nichts neu außer der Art des zu benutzenden Ofens; dennoch bekam Höchst sein Patent. Man erzählt, ein großer Theil der Arbeitszeit werde in den Laboratorien jetzt zum Studium der Patente verwendet, deren Ausdrucksform oft so mager ist, daß sie der Konkurrenz kein deutliches Bild gewährt. Dabei kommts hier natürlich schon auf die winzigsten Kleinigkeiten an: auf die Art der Gefäße, die Beschaffenheit der Apparate und ähnliche Dinge. Manche stolze Gesellschaft verdankt der Intelligenz eines von der Konkurrenz herkommenden Arbeiters ganz neue Betriebsweisen, die nur möglich wurden, weil der Mann, statt der gußeisernen Geräte, Thongeräte empfahl, deren Vortheil er vor Augen gehabt hatte. Die Gesellschaften suchen sich ja vor allem eifriger Wihbegier der Arbeiter deshalb auch zu schützen. Die Leute finden manchmal einen Körper als alizarinhaltig etikettirt, der gar kein Alizarin enthält. Solche falsche Benennung soll mitunter sogar bei Patenten vorkommen.

„Auswanderung nach Amerika!“: so lautet die vorläufig noch scherzhaftige Parole, die unsere wissenschaftlichen Chemiker allem Gerede über die neuen Fabrikgemeinschaften entgegenstellen. Am Ende sind die Herren aber gar nicht zum Spaß gestimmt; die Meisten wissen ja auch, daß sie an die Scholle gebunden sind. Bis jetzt konnte ein kluger Chemiker, wenn sein Wirkungskreis ihm nicht mehr behagte, nach drei oder vier anderen großen Gesellschaften ausschauen. Von nun an zählen im Grunde nur noch zwei Gruppen. Wenn wir Griedheim mitrechnen, wird es ungefähr sechshundert wissenschaftliche Chemiker bei uns geben. Die bilden den technischen Generalstab dieser glänzend dastehenden Industrie. Vor zehn Jahren konnte der Einzelne es auf zehn- oder gar zwanzigtausend Mark Jahreseinnahme bringen. Mancher zweifelt, ob solche Karriere künftig noch möglich sein wird. Es giebt eben keine Ueberraschungen mehr; und mit lohnenden Erfindungen wird nur noch im Bereich der Schwefelfarben gerechnet. Ein Chemiker, der nicht etwa die — leicht zu durchschauende — Kunst versteht, sich für ein Genie eriken Ranges ausgeben, wird schon heute bei seiner Gesellschaft schwerlich bessere Vertragsbedingungen erreichen. Denn die Fabrik fragt nicht mehr: Was hat er geleistet? Sie fragt jetzt vielmehr: Was ist von ihm noch zu erwarten?

Pluto.



Pro domo et Hibernia.

In meinem Bericht über die Generalversammlung der Bergwerksgesellschaft Hibernia standen, am siebenzehnten September, die Worte: „Daß die Jahre lang aus allen Banktruppen gespeiste Nationalzeitung jetzt nur noch thut, was ihr Nährvater Arnhold befehlt, zeigt bloß, daß ihr Bettlerlämpchen mählich verglimmt (oder daß der allzu störrige Herr Fürstenberg wieder einmal mit ‚strengster Massage‘ geschmeidigt werden soll).“ Ich hatte schon oft hier die Nationalzeitung unverschämter Bettelei und käuflicher Gefinnung beschuldigt und die angeklagte Winkelmeze hatte immer geschwiegen. Auch diesmal konnte ich also keine Antwort erwarten; ließ immerhin aber zehn Tage lang nachsehen, ob etwa eine Ableugnung versucht worden sei. Nichts. Am elften Oktober erschien, unter dem Titel „Hibernia und kein Ende“, ein gegen mich gerichteter Artikel, der längst (seitdem auch durch Gerichtsspruch) als falsch erwiesene Behauptungen wiederholte, Herrn Direktor Eugen Gütman das Zeugniß ausstellte, daß er einer unanständigen Handlung nicht fähig sei, mich der schwersten Mörderbeleidigung denunzirte und mit keiner Sterbenssilbe verrieth, daß ich in der von ihm bekämpften Darstellung die Nationalzeitung rüchhaltlos des schmähdlichsten Meinungschachers angeklagt hatte. So wirds gemacht; und ich bin nicht mehr naiv genug, mich über solche Taktik zu wundern. Zwischen zwei Klammern stand aber: „Harden war übrigens zu der fraglichen Generalversammlung im Gefolge eines Führers der Gegenpartei gereist.“ Ganz harmlos, nicht wahr? Nur läßt sich Allerlei dabei denken. Das Gefolge hat freie Fahrt, Kost und Lohn, muß natürlich aber dem Wink des Herrn gehorchen. Der Zweck des Zwischensätzchens war also, die Leser zu überreden, ich sei gekauft, mit irgendwelchen Benefizien bezahlt und mein Wort deshalb nicht der Beachtung werth. Der Artikel, der diesem Spitzbubenstück als Deckmantel diene, sollte „von geschätzter juristischer Seite geschrieben“ sein. Am Ende, dachte ich, zwingt die Noth wohl auch anständige Leute in die Fron der Nationalzeitung. Die Gelegenheit, Beiträge zur Psychologie des Journalismus zu sammeln, darf man niemals versäumen. Ich schrieb an die Redaktion: wenn sie nicht in der nächsten Nummer die behauptete Thatsache öffentlich als wahr erweise oder unzweideutig für unwahr erkläre, müsse ich sie für die ruchlose Verleumdung verantwortlich machen; schrieb barsch, ohne Hochachtung oder Ergebenheit zu lägen. Der Redakteur hatte die Wahl: er konnte schweigen, sich zum Beweis der Wahrheit erbieten oder die nichtswürdige Verächtigung abbitten. Was thun? Schweigen konnte gefährlich werden. Einen

Beweis gab es nicht. Und eine Abbitte hätten die Herren Arnhold und Gutmann vielleicht mit Entziehung oder Schmälerung der Subsidien gestraft. Doch Zuhälter entwinden sich noch engerer Klemme. In der nächsten Nummer der Nationalzeitung war zu lesen: „Herr Maximilian Harden ist nachträglich darüber entrüstet, daß vor längerer Zeit in der Nationalzeitung gesagt worden war, er sei zu der ersten Generalversammlung der Hibernia ‚im Gefolge eines Führers der Gegenpartei gereist‘. Sagen wir also: ‚in der Begleitung‘.“

Ein Triumph der Ballonmühenmoral. Keine Möglichkeit mehr, zu klagen; denn es ist ja keine Schande, „in Begleitung“ eines Banddirektors zu reisen. Und doch schmunzelt der arglose Leser, freut sich der überlegenen Fronie seines Blattes und denkt: Sauber kann die Sache nicht sein. Sicher nicht. Fraglich ist nur, auf welcher Seite der Schmutz liegt. Um die Antwort zu finden, muß ich einen Augenblick ins Nationallupanar hineinleuchten.

„Herr Harden ist nachträglich entrüstet.“ Ich kann beweisen, daß die Verleumdung mir am dreiundzwanzigsten Oktobermorgen bekannt geworden und daß zwei Stunden danach mein Brief an die Nationalzeitung abgegangen ist. Ich war auch nicht entrüstet. (Warum denn? Weil eine Lohnhure, der ich nichts zu verdienen gebe, mich schimpft?) Sondern suchte nur die Gelegenheit, die Winkelprostituirte aus der Lindenstraße endlich, damit sie ungefährdet nicht länger noch lüsterne Männchen insizire, unter sittenpolizeiliche Kontrolle zu bringen. „Sagen wir also: ‚in der Begleitung‘.“ Wenn Sie, zuhaltender Redakteur, „also sagen“, verbreiten Sie ohne Scham verleumderische Unwahrheit. Erweisliche Unwahrheit. Ich bin weder „im Gefolge“ noch „in der Begleitung eines Führers der Gegnerpartei zu der Generalversammlung gereist.“ Bin gar nicht direkt, sondern über Rüdeshcim-Köln nach Düsseldorf gefahren; und in den Bügen, die ich zur Hin- und Rückreise benutzte, saß kein Mensch, den man auch nur mit einem Schein von Recht einen Führer (oder Vertreter) der Hiberniartei nennen könnte, keiner, der mit dieser Partei irgend eine Gemeinschaft hatte. Um den Halunken nicht das kleinste Schlupfloch zu lassen, muß ich noch deutlicher reden. Ich war zu der Reise nicht aufgefordert, hatte sie weder verabredet noch versprochen, mußte annehmen, daß sie keinen der Führer im Aktienkrieg interessiren könne, und wußte, als ich sie antrat, selbst noch nicht, was ich über die Schlacht schreiben würde. Konnte es nicht wissen; denn ich fuhr ja hin, um, wie ich hier erzählt habe, „die Gelegenheit zur Nachprüfung meines Urtheils zu nutzen“. Weder vor noch nach der Generalversammlung habe ich „Führer der Gegenpartei“ gesehen; während der Versammlung aber haben mich, in den langen Pausen,

Führer beider Parteien angesprochen und wir haben ein paar belanglose Worte gewechselt. Ist's genug? Oder soll ich Ihnen auch noch bündig beweisen, daß ich, ohne mich in die Gefolgschaft eines Bankdirektors zu erniedern, die Möglichkeit hatte, an der Hibernia Geld zu verdienen, auf reinlichen, hellen Wegen sogar sehr viel Geld? Daß ich den Plan und den Kurs der Verstaatlichung kannte, die sichere Hauffe voraussehen konnte, ehe die Hibernia-Aktie in der Börsennotiz auf 215 gekommen war? Daß es von meinem Willen abhing, mit hunderttausend Mark siebenzigtausend einzuhandeln, und daß ich's nicht that, weil mich's widert, aus einer Angelegenheit, über die ich öffentlich urtheilen muß, einen Privatprofit zu ziehen? Und daß ich auf solche Enthaltfamkeit, die nur Pflicht ist, nicht einmal stolz bin? Aber Sie würden mich nicht verstehen, würden verächtlich gewiß nur den Tropf belächeln, der so dumm ist, daß er eine Niesenkonjunktur nicht ausnützt.

Denn wir leben in verschiedenen Welten und Ihr Beruf hat mit meinem nur den Namen gemein. Sie leiten (oder bedienen) eine Zeitung, die für Jeden zu haben ist. Für jede Regierung, die sie mit Nachrichten, für jeden Geschäftsmann, der sie mit Bargeld bezahlt. Nur zu haben ist, vielleicht gar mit Blümchen aufgesucht und um Gunstbeweise gebeten sein will, wie ein der Sittenpolizei noch entwishtes Dirnchen, das halbwegs ehrbar thut und, so lange es irgend geht, den Schein wahren möchte? Nein: Ihre Zeitung bietet sich, wie die feilste Strichgängerin, auf allen Straßen an, drängt sich am lichten Tag der Hier auf und stellt sich, wenn der befruchtende Strom sich in ihre Spalten ergießt, nicht einmal, als „thue sie's aus Liebe.“ Darf sich nicht so stellen; der Kundenkreis ist zu groß, die ganze Stadt hat sie gehabt und ein Höllengelächter würde die Grimasse begrüßen. Sie sing mit Einem heimlich an; einem *miché sérieux*: dem Herrn der Diskontogesellschaft. Dem mag, als gutem Hausvater, das Verhältniß wohl zu theuer oder zu schimpflich geworden sein. Bald kamen ihrer Mehre dran. Und nun hat Ihre *marmite* längst in jedem Bankbureau (und nicht da nur) einen Deckel gefunden. Aber die Zeiten sind schwer und das Fleischtöpfchen ist durch den Gebrauch schon recht abgenutzt. Einst *marmite de cuivre*, jetzt *de terre*; ein Frauenzimmer, das nicht mehr viel einbringt und sich dranhaltan muß, um ihren Mann überhaupt noch zu nähren. Alle paar Monate muß die Nationalzeitung betteln gehen; und ich kenne Fälle, in denen der Bettelsei sich die Drohung gesellte und der anzubohrenden Bank bewiesen wurde, welches Unheil ihr durch die Weigerung des Hemdzinnes entstehen könne. Das Alles wissen Sie. Geben für den Ausdruck freier Ueberzeugung, für unbestochenen Rath und redliche Lehre

aus, was die bezahlte Leistung einer Prostituirten ist. Schreiben über Renten, Zölle und Industriepapiere, über Mexiko, Serbien, Bochum, Kaffernland, über Straßenbahn und Hibernia, wie der zahlungsfähigste Freier es verlangt oder wie es zu neuer Förderung (durch Schmeichelei oder Schrecken) nützlich scheint. Nennen aber den Besteller nicht, sondern gaulein die Rolle Eines, der selbstlos auf seine Weise nur dem Gemeinwohl dient. Und weil Sie, wie ich annehmen muß, nicht stehlen, nicht für Ihre Tasche betrügen, fälschen, erpressen, halten Sie sich für einen ehrenwerthen Kollegen Konrads Volz. Ich halte Sie nicht dafür. Auch der zerlumppte marlou vermietet nicht seinen Leib der Kundschaft; auch er schöpft aus der marmite nur, was er zum Leben braucht. Sie wissen, daß die Nationalzeitung, wenn sie der Prostitution entsagte, nicht Ihren Jahreslohn einbrächte. Keine Noth, keine Furcht vor Fährnissen dürfte Sie zwingen, Ihr Handwerk weiter zu treiben. Wenn ich nicht sicher wäre, nicht vor jedem Richter und jeder Jury beweisen könnte, daß weder Macht noch Geld, weder Angst noch Profitucht den Ton meiner Zeitschrift je zu färben vermochte, wäre mir nicht mehr möglich, noch einem Menschen, einer Magd, einem Straßengelehrer ins Auge zu sehen. Und so denken tausend Zeitungschreiber und lehnen die Gemeinschaft mit Ihnen „entrüstet“ ab.

Ich bin nicht entrüstet; denn ich glaube, Sie ganz zu verstehen. Wenn Sie Einem nachsagen, er sei im Gefolge eines Bankdirektors zu einer wichtigen Generalversammlung gereist, ist's der Ausdruck bewundernden Neides. Ein verfluchter Kerl, der sich gewiß seinen Norddeppes Erster bezahlen läßt, auf Schwabachs oder Fürstenbergs Kosten Sekt kauft, schließlich noch was Nettos nach Haus schleppt und als Gegenleistung nur seinen Artikel zu liefern hat. Das Wort „Gefolge“ paßt dem Narren nicht? Unsinn: wer schreibt, kann mit Millionären doch nicht etwa wie mit Gleichen verkehren. Aber wenn ers durchaus will: meinestwegen: „Sagen wir also: in der Begleitung.“ Nun wird der Kerl wohl zufrieden sein. Er ist's. Ungemein zufrieden. So sehr, daß er gar keine Lust hat, einen Berichtigungszettel an Ihr thönernes Fleischtöpfchen zu leben. Zufrieden und dankbar. Denn Ihre Schimpfreden gab ihm das Recht und lud ihn die Pflicht auf, ein Bisphen ausführlicher einmal zu sagen, was die von Weltfremden noch immer für ein „vornehmes Organ der öffentlichen Meinung“ gehaltene Nationalzeitung werth ist. Vielleicht hört der Trug und die Unzucht nun auf. Stilt der Kanzler seine Nothdurft künftig an besser riechenden Kanalufern. Vöhen die Nationalliberalen sich völlig von so kompromittirender Kumpanei. Verjagen die Großindustriellen und Bankdirektoren den Bettelshilling. Herr Kunhold wird die Aushaltungskosten auf

die Dauer allein nicht tragen. Unter dem Patronate der Nationalbank für Deutschland ist ja erst neulich wieder der Versuch gemacht worden, der welfen Lustmaid neue Kunden zu schaffen; gelingt er, dann braucht sie sich nur Nationalbankzeitung zu nennen: und Alles ist in schönster Ordnung. Und bleibts beim Alten, dann entschädigt mich für die Mühe dieser Bestrahlung der unvergeßliche Humor der Thatsache, daß ich — freilich nur in feiger Andeutung — gerade in dem unsaubersten deutschen Blatte der Bestechlichkeit geziehen ward.

Und nun will ich beichten. Ich war auch in der zweiten Generalversammlung der Hibernia. Und diesmal...? Im Nordpreßzug saß wieder kein Mensch, der eines Interesses an der Bergwerksgesellschaft verdächtig schien. Doch in Düsseldorf habe ich mit einem „Führer der Gegenpartei“ und einem einstweilen noch Neutralen, den Beruf und Neigung aber ins dresdener Lager drängen, am selben Tisch zu Mittag gegessen und die Ausstellung bewundert. Und in dem Schlafwagen, der mich heimwärts trug, war für fünf oder sechs Führer der Hiberniagruppe (und für etliche Journalisten verschiedener Schattirung) das Bett gemacht. Höchst schaudervoll. Ich kann aber beschwören, daß die Fünf oder Sechs nicht Geld noch Geldeswerth angeboten, mich weder gespeist noch getränkt, auch nicht die behutsamste Beeinflussung versucht haben. So wahr mir Gott helfe. Amen. Und muß hinzufügen, daß ich mit der Taktik dieser Führer diesmal nicht ganz so zufrieden war wie im August.

War die Laune nur schlechter? Dunkler Himmel. Herbstregen rieselt auf gelbes Laub. Und der Breidenbacher Hof ist bis ans Dach gefüllt. Eine Hochzeit. Ein Husar vermählt sich einer Patriziertochter. Die Hibernia ist ausquartiert, hat aber einen zwar kleineren, doch eleganteren Raum erhalten. Schon um die Mittagsstunde mischen sich Hochzeitgäste, schmucke Reiteroffiziere und hübsche Balldamen, ins Häuflein der Aktionäre. Prachtvolle Blumen durchduften das Haus und Militärmusik schallt ins Erdgeschloß herab. Solchen Reizen weicht jeglicher Trübsinn. Auch der Himmel klärt sich sacht. Und mit frohem Gruß naht Mancher, der im August noch ein fremder Herr aus dem Rheinland war. Die Verlustliste ist freilich lang. Herr Geheimrath Emil Rirdorf hat in Aachen mit der Rothen Erde zu thun. Der Geheime Oberfinanzrath Wald mar Mueller schweigt in fernen Orientparadiesen. Daß er nicht auf dem Schlachtfeld ist, wird übel vermerkt. Kollege Gutmann soll ihn auf dem breslauer Bahnhof aus dem Wagon geflingelt, mit der dringenden Depesche aber nicht zurückgelockt haben. Sehr vernünftig von Waldemar. Was soll er hier? Er hat sich vor acht Wochen genug geärgert, könnte heute doch nichts durchsetzen

und sein Recht auf die Orientreise mit Arnhold und Genossen ist redlich erdient. Wenn die Anwesenheit eines richtigen Direktors unerlässlich schien, konnte der Konsul Gutmann sich höchstselbst herbemühen, statt mit den sieben- undzwanzig Millionen nur seinen Schwiegersohn Schuster zu schicken, für so viel Geld nur einen Schweizer. Auch Herr Schwabach fehlt; er ist in Mexiko, hat dem Haus Bleichröder aber die neue Anleihe nicht verschafft. Und das Schlimmste: Herr Direktor Boelchau, von dem etwas Fabelhaftes in Winterkammgarn und Westenmuster latest novelty zu erwarten war, der schön Patinierte mit den achtzehn Hundtagsmillionen war in Hamburg geblieben. Er hätte einen Star-Erfolg gehabt; und wurde nun so schmerzlich vermisst wie weiland der kleine Cohn. Doch ist für Trost gesorgt. Berggrath Behrens, der Generaldirektor der Hibernia, ist von der Selbstucht genesen und blickt nicht mehr aus flackernden Fieberaugen in den Saal. Herr von Eynern, der wie der, im Stil einer nobleren Zeit, präsidiert, ist in behaglicher Stimmung, ohne den winzigsten Rest der Hochsommernevosität, Herr Winterfeld sogar zu Scherzen bereit und Herr Fürstenberg frisch, von einer Schlagkraft des Wiges, einer leiblichen und geistigen Ubiquität wie ein Finanz-Cyrano in des Lebens Mai. Viele Köpfe von starker Persönlichkeitprägung. Kräftige Männer und firne Greise. Hart an der Wand, auf einem Strohhütlchen (während fast alle Anderen in bequemen Mapleledernen ruhen), im Werktagstroch der in jedem Sinn Angefahrene: Herr Hugo Stinnes. Kaum vierunddreißig; und neben Thyssen, dem Semper Augustus, schon zum Vergkönig gekrönt, als eine Hoffnung geliebt, als gefährlichster Kritiker gefürchtet. Ein Kopf, der überall auffallen würde. Der feucht leuchtende Blick eines nazarenischen Schwärmers über dem Mund eines kalten Rechners; einem Mund, dessen Lippen sich nicht gern öffnen. Dazu frühgealterte Hände; und der schwächliche, schlaff hängende Körper manchmal wie von düsterem Fanatismus gestrafft. Wie Eines, der nicht Geld verdienen, sondern einer aus der Höhe hertönenden Stimme gehorchen will... Zu sehen war also genug.

Nichts Wichtiges aber zu hören. Die Schaaffhausenschen, sagte ich im September, verbinden wohl noch ihre Wunden. Jetzt waren sie weder dem Blick noch dem Ohr erreichbar; durch Blessuren entschuldigt. Das Rheinland hat seinem Bankverein die Campagne vedschwarz angemerkt; drum ward sein Name nicht mehr genannt. Zimmer hieß es nur, schamhaft in allen Erklärungen und Protesten: „Die Dresdener Bank und ihre Freunde.“ Diese Bundesgenossenschaft hatte nun 27 Millionen; im August waren's fast 22 gewesen und damals war wehklagend behauptet worden, 5 Millionen Aktien seien von Bleichröder und der Handelsgesellschaft am ersten September zu repor-

tiren. $22 + 5 = 27$. Die Gegenpartei hatte damals über $29\frac{1}{2}$, jetzt über 31 Millionen. $29\frac{1}{2} - 5$ (Report) $= 24\frac{1}{2} + 6\frac{1}{2}$ (neue Aktien) $= 31$. Die Ziffern hatten sich also nicht verändert. Trotzdem Herr Gutmann einen Kurs von 280 bot (vssiffige Börsianer kauften darob zu 275 und gaben die eben erst erworbenen Stücke mit der Marge großmüthig an die Dresdener ab) und trotzdem die preussische Regierung ihre Macht für den Verstaatlichungsplan einsetzte, hat er keine Anhänger geworden. Diese Thatsache ist nicht aus der Welt zu fälschen. Und ist nicht zu unterschätzen. Seit dem Junimond währt die Treiberei; der Kurs ist um 80 bis 90 Prozent gestiegen: die Leute, die dennoch nicht verkaufen, müssen wohl außer dem Portemonnaie auch noch eine Ueberzeugung bei sich tragen. Von den Hundert, die hier sitzen, giebt kaum Einer selbst zu 300, 320 Etwas her... Geredet wird nicht. Zwei Abstimmungen. Ohne den allergeringsten Zweck. Sinnlos der Protest gegen das Stimmrecht der (rite eingetragenen) neuen Aktien. Sinnlos der Versuch, die Kapitalserhöhung rückgängig zu machen. Sinnlos die ganze Generalversammlung, bei deren Beginn die Einberufener erklären müssen, daß sie ihre Hauptanträge zurückziehen.

Sinnlos, aber sündel. Kein scharfes, kein unfreundliches Wort. Herr Wöller, heiß, hat seine Leute ersucht, diesmal die dem Staatskommissionär ziemende Würde zu wahren. Das geschieht denn auch. Freilich defilirt das dresdener Trüppchen (drei Sprecher und sieben Stimmzettel zählt heute nur) vor dem Bergath Behrens, der Hände schütteln und höflich lächeln muß. Alles in Liebe und Güte. Die Frivolität der Einberufung und des Volterabendprotestes wird den Herren nicht nachgetragen. Der Sieger spielt gern die Rolle des bon prince; und der Sieg ist nun ja gesichert, bis in Hamm zuerst und dann in Leipzig das Urtheil gesprochen wird. Ist er wirklich gesichert? Auch ein starkes Konfortium kann 31 Millionen nicht lange festliegen lassen. Gutmanns Aktien werden von der Seehandlung beliehen und er zahlt jetzt jeden verlangten Preis. Die Verstaatlichung ist auf Jahre hinaus abgewehrt; aber die Dresdener können allmählich die einfache Mehrheit erreichen und so in den Aufsichtsrath schlüpfen. Deshalb rich ich schon im September, zu beschließen, daß jede Aenderung des Gesellschaftstatutes einer qualifizirten Mehrheit bedarf, und bedauere, daß auf diesen Rath nicht gehört, daß nur ein Bischen gescherzt und getändelt wurde. Vielleicht ruft die nächste Generalversammlung den Beschluß, der dem Feind zuruft: *Hibernia farà da sè*. Dann aber ist am Rhein die Wunderpracht der Orsjäden längst verblüht und ich kann mit keinem „Führer der Gegenpartei“ mehr Cuyss Kinderbild und Vochners Weischenmadonna bewundern.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Spe-
cialitäten in allen practischen
Größen und zu den mässigsten
Preisen.

John Fowler & Co.
in Magdeburg.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gut-
achten gegen Mk. 0,50 für Porto
unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Briefmarkenpreisliste

gratis. 80 000 Preise. Viele Abbildg.
Anh. v. Sammlung u. einzel. Marken.
Philipp Kosack, Berlin G.
Hauptstr. 8. am Königl. Schloss.

Billige Briefmarken. Preis.
Rud. Keil, Gablonz a. N. Austria. gratia.

Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

Die schönsten Fische des Regiments.

Humoristischer Roman
von

==== Fritz von Zanthier. ====

Zweite Auflage. Preis broschiert Mk 3,—, in Originalbd. gold. Mk 4,—.

... Um so freudiger sei das vorliegende Werk begrüßt, das von einem erwachsenen
und lebensfrischen Humor durchsetzt und durchtränkt ist. Das ganze Buch hat uns
gefallen, es bietet eine Lektüre, bei der man sich von Herzen amüsieren kann, und ein
befriedigendes Lachen ist wohl n'was wert.

(Hamb. Correspond.)

Erstes Spezialgeschäft für Gaskronleuchter.



Multiplex

Internationale Gaszylinder-Gesellschaft
Berlin W. Leipzigerstrasse 111.
m. B. H.

Gasflüchtl. i. Verbindung m. elektr. Multiplex-Fernzündung bietet die-
selbe Bequemlichkeit wie elektr. Licht u. kostet nur ein Zehntel.

Die Multiplex-Gesellschaft in Berlin nennt auf Anfrage gerne ihre Vertreter an anderen Plätzen.



KUNSTSALON

der

Aktien-Ges. vorm. H. Gladenbeck & Sohn

W., Leipziger Strasse No. 111.

Permanente Ausstellung

von Originalen u. Reproduktionen
hervorragender Kunstwerke der
Plastik, in Bronze, Marmor und
Terracotta. ○○○○○○○○○○

Eintritt frei!

Nur ein

Grammophon

mit

Trompeten-Arm

reproduziert in bisher nicht erreichbarer Natürlichkeit Sprache, Musik, Gesang aller Cultur-Staaten.

Gratis und franco:

Illustrierte Kataloge

und internationale

Plattensverzeichnisse.

Nur echt mit Schutz-Marko.



Geistlich
geschützt!

Größtes Special-Geschäft für den Einzel-Vorverkauf von:

GRAMMOPHON-Apparaten

GRAMMOPHON-Automaten

GRAMMOPHON-Platten und Bestandteilen

„Grammophon“ **H. Weiss & Co.,**

BERLIN W. 8, Friedrichstr. 189. V.

Filialen: **Hamburg**, Neuerwall 17. **Dresden-A.**, Wildstrußerstr. 7.



In Heften 30 - 40 Dlg.

Religionsgeschichtliche
Volksbücher. 529 529

Die Jesu erlebten:
Quellen des Lebens Jesu.
Von Prof. Werner. 40 Dlg.

Jesus (Doppelheft).
Von Prof. Bouvier. 60 Dlg.

Entstehung d. Neuen Testaments.
Von Prof. Reimann. 20 Dlg.

Vorbereitung des Christentums
in der griechischen Philosophie.
Von Prof. Preller. 40 Dlg.

Seelenwanderung.
Von Prof. Bernhart. 40 Dlg.

— 100 Seiten in 10 Dlg. mehr. —

— Preisliste gratis. —

So beziehen Siegen und fern-
tiefend von jeder Buchhandlung
sowie vom Verlage, der gegen 3 Mk.
Einsendung Porto anlegt, und die Hefte
jeweils nach Catalogen versendet.
Postabonnament (Monatlich 1 Heft)
Mk. 2.10 im Halbjahr.

Gebauer-Schwefelbche
Balle a. S.

Lesen erfahren:

I. N. R. I.

Große Botschaft
eines armen Sünder's

von
Peter Kosegger.

ca. 400 S., broch. R. 4.—, geb. R. 5.—,
halbt., R. 5.50.

Die Beschäftigung mit religiösen Fragen,
welcher sich der Dichter bereits in seinem
zur Zeit in 23. Auflage vorliegenden Werke:
„Mein Himmelsreich“ hingeworfen hatte, er-
hält mit diesem Werke ihre Krönung. Es ist
nicht mehr und nicht weniger als die in das
Gedicht des Renaud geführte Umbildung
der Lebensgeschichte Jesu, wie sie ein armer,
zum Tode verurteilter Mensch in den sechs
Wochen seiner Galgenfrist — sich zum Troste
und zur Freude — aus der Erinnerung seiner
Stübchen sicherstrebte. Ein schlichtes und
einfaches Werk, welches den Weg zum Heym
des Sünder's haben wird.

Verlag von E. Staedemann, Leipzig.

P. P. Liebe

Vorfasser der „Seelen-Aristokraten“
etc zeigt an, dass der Charakter, Inmenschheit,
die Psychologie der Persönlichkeit aus
ihrer Handschrift erforscht, Distinguierte
eingeschränkte Praxis seit 1890. Kombi-
nierte Original-Methoda. Die groß-
zügigen, lebendigen Seelen-Analysen des
Entdeckers der Psychographologie unter-
scheiden sich streng von alltäglichen Hand-
schriftenbeurteilungen. Massgebende, aus-
führliche Anerkennungen aus den Kreisen
der Intelligenz. Moderne Menschen, die
mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis
reist als der Kitzel der Sensation, mögen
brieflich anfragen. Sie empfangen frei
und unverbindlich: die **Bedingungen**
für Charakterbeurteilungen und intensiv
anregende Broschüre.

Adr.: **P. P. Liebe**, Schriftsteller, Augsburg.

Unsere Cigarren

D. R. P. Nr. 98582.

sind die **einzigsten**, welche
ohne Chemikalien
nicotinunschädlich
gemacht werden.

Äerztlich überall empfohlen!
Man verlange Preisliste.

G.W. Schliebs & Co. Breslau IX.

Eisbärfelle

sind nicht bess. aber
teurer als meine
Hälschnuckenfelle
„Marke Eisbär“, feinste Salontoppiehe,
chem. gerein., vollst. geruchl., blendend
weiß od. silbergrau 7, 0 M. Vorleger 5 u.
6 M., b 3 St. frko. Prosp. fr. W. Heino, Lünz-
mühle⁹³ b. Schneewindungen (Lüneb. Halde).

HERREN

nehmen zur Kräftigung

Yumbehoa-Elixir

Vorrätig à Fl. 3 Mk. in der
MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG, 17B.
Depot in Berlin: Salamosis-Apothek.

|| Magerkeit. ||

Schöne volle Körperform durch unser
orientalisches Kraftpulver, preisgekört
goldene Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901,
Berlin 1903, in 8-8 Wochen bis 80 Pfund
Zunahme, garantiert unschädlich. Äerzt-
lich empfohlen. **Streng reell — kein Schwindel.**
Viele Dankschreiben Preis Karton mit
Gebrauchsanweisung 2 Mark. Postanw.
oder Nachnahme inklusive Porto.

Hygien. Institut

D. Franz Steiner & Co.
Berlin 379, Königgrätzer Str. 78.

Sonben erschien in unserem Verlage:

ein neuer Roman von **August Wick.**

Ein neues Eden.

(Preis: modern broschiert M 2.50; gebunden M 3.—)

Unbeeinflusst hat **Wick** genau die gleiche Sehnsucht, das gleiche Emp-
finden, die gleichen Gedanken als Ausgangspunkt und Endziel in dem Rouven
künstlerisch zur Darstellung gebracht, deren Verwirklichung

Nietzsche

als „**höchster Traum seiner Seele**“ vorschwebte. (Nietzsche und sein Verkehr —
letzter Band der Biographie von Elisabeth Förster-Nietzsche).

Meisterhaft ist hierbei der Kampf eines neuen Menschentums gegen
alte und veraltete Anschauungen, der Kampf einer neuen Zeit mit der alten
Welt geschildert. Die Charaktere sind klar und lebendig gezeichnet. Die
Handlung ist spannend und interessant. — Ein Buch für denkende Menschen! —

Hans Priebe & Co., Steglitz-Berlin.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 48. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40—52. IV. Quartal des XII. Jahrgangs),

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preise von Mark **1.50** werden von jeder Buchhandlung
entgegengenommen.

ARTHUR KOPPEL



BERLIN-N.W. 7
BOCHUM
DÜSSELDORF
HAMBURG
LEIPZIG
MÜNCHEN
SCHWENIN W/W

EMIL WÜNSCHE A.G.
für photographische Industrie
REICK bei DRESDEN



KOROLD
NOVA
NIKE
SIRENE
APPE
FAVORIT
GERMANIA
EXCELSIOR
ALLES ZUSAMMEN

PLATIN-CAMERAS
FILM-CAMERAS
UNIVERSAL-CAMERAS
KLEIN-CAMERAS
SINGULARENBILDER
ROSE-CAMERAS
mit
OBJEKTIVUM

Beste Photographen
Preiskriter

in bester
Kostent

EMIL WÜNSCHE A.G. DRESDEN

Devise: Qui lirs, vira.
Seeben gelangte zur Ausgabe das
5. Tausend von

**Mixed
pickles.**



**Gereimte
Saliren**

von A. O. Weber.
== Geheftet 2,—, gebunden 3 Mk. ==
Verlag v. Carl Freund, Berlin W. 15.

Der Darwinismus und Die Probleme des Lebens.

Zugleich eine Einführung in
das einheimische Tierleben

von
Dr. Conrad Guenther,
Privatdozent an d. Universität Freiburg i. B.
Broschirt Mk. 5,—, gebunden Mk. 6,—.

Für jeden Gebildeten
von grossem Interesse.

Verlag von
F. E. Fehsenfeld in Freiburg i. B.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo
schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was
wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und
von Jedermann die feinsten Tafelkäre, wie à la Charfreuse, à la Benedictine, Curaço
etc. selbst bereiten, und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität,
die den allerbesten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit Ju. Schraders Likör-
Patronen, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Ju. Schrader in Feuer-
bach bei Stuttgart** 35 bereitet werden. Jede Patrone giebt 2½ Liter des be-
treffenden Liköre und kostet je nach Sorte nur 60—90 Pf. Man lasse sich von
genannter Firma gratis und frank deren Broschüre kommen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der Verlagsbuch-
handlung **Felix Dietrich in Leipzig**, Bröderstr. 49, betr.

Sozialer Fortschritt.

Hefte und Flugschriften für
Volkswirtschaft u. Sozialpolitik
(Unter Mitwirkung erster Sachkennner für Gebiete aller Kreise geschrieben)
sowie anderer Verlagswerke.

Ausserdem liegt der heutigen Nummer ein Prospekt bei betr. die Original-
Unterrichtsbrieft zur Erlernung der englischen, französischen, ita-
lienischen, russischen, schwedischen, spanischen und deutschen
Sprache nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt**, worauf wir alle die-
jenigen aufmerksam machen, welche sich die Kenntnis dieser Sprachen sicher, bequem
und ohne grosse Kosten durch Selbststudium (ohne Lehrer) aneignen wollen. — Die Langen-
scheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin SW. 11, Hallesche Str. 17,
sendet auf Wunsch Probebriefe der einen oder anderen Sprache kostenlos zur Ansicht.
Bei Benutzung der dem Prospekt beigehefteten Bestellkarte bitten wir den Titel unseres
Blattes anzugeben.

Wir bitten den Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen!

A. Jandorf & Co.

Spittelmarkt 16/17 **BERLIN** Brunnenstr. 19/21
Ecke Leipziger Strasse Ecke Veteranen-Strasse

Belle-Alliancestr. 1/2 * Grosse Frankfurterstr. 113
Am Bülicherplatz Ecke Andreasstrasse

Unsere

Photographischen Ateliers

sind von morgens 8 Uhr bis abend: 9 Uhr geöffnet.

Aufnahmen in bekannt künstlerischer Ausführung.

Kolorierte Bilder • Platin-Bilder.

Vergrösserungen

nach jeder vorhandenen Photographie (auch von verblassten Bildern) bis zur Lebensgrösse unter Garantie vollster Aehnlichkeit. Ausführung auch in Pastell, Oel, Aquarell und allen modernen Arten.

1 Dtz. Visit-Bilder (1 Person)	1 ⁸⁰ _{M.}
1 Dtz. Kabinett-Bilder (1 Person)	4 ⁸⁰ _{M.}
1 Dtz. Postkarten (1 Person)	1 ²⁰ _{M.}

NEU! Diaphanienartige **NEU!**
Photographien
als Fensterschmuck.

F. & M. Camphausen.

das Bürgerlichen Brauhaus in Pilsen, woraus
zu schicken bitten. Versand in Reichs-
durch die Repräsentanten in Berlin.

„Pilsner Urquell“



„Salem Aleikum“ Wort u. Bild, origl.
Form u. Zeichnung d. Rinnose sind gesetzl.
gesch. Vor Nachahmung wird gewarnt.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum“

Garantirt naturrelle türkische Handarbeits-Cigarette.
Jede Cigarette nich nur leich, ohne Rauch, ohne Goldmünz
verläuft. Bei diesem Fabrik sind Sie sicher, dass Sie Qua-
lität, nicht Confession bezahlen.

Die Nummer auf der Cigarette heisst bei Preis an:
Nr. 8 feilt 3 Pl., Nr. 4: 4 Pl., Nr. 5: 5 Pl., Nr. 6: 6 Pl.,
Nr. 8: 8 Pl., Nr. 10: 10 Pl. per Stück.

Rur nicht, wenn auf jeder Cigarette die volle Rinnose heisst:
Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Urzade.

Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.
Bester Arbeiter!

Su haben in den Cigaretten-Geschäften.



Vereinigung der Kunstfreunde

Farbige Nachbildungen von Gemälden der
Königlichen National-Galerie
und anderer Kunstsammlungen
Berlin W., Markgrafenstr. 57
Filiale: Potsdamerstr. 23.

Der Illustrierte Katalog wird auf
Verlangen kostenfrei zugesandt.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
teilhaften Vorschlag hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen
1A, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF,
Modernes Verlagshaus Curt Wigand.

„Observer“ Unternehmen für
Zeitungsausschnitte

Wenn J. Concordiaplatz 4.
Best alle hervorragenden Tagesjournale,
Fach- und Wechenschriften aller Staaten
und versendet an seine Abonnenten
Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

Auf allen Bahnhöfen — in jeder Buchhandlung käuflich.

Die Erbprinzessin.

Roman von Felix Freiherr von Stenglin.

Die fünfte Auflage ist erschienen.

380 Seiten. — Preis gehftet 4 Mk., vornehm gebunden 5 Mk.

Vita, deutsches Verlagshaus, Berlin NW. 52.

Mädler's Patent-Koffer

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau. Preislisten gratis.

Verkaufslökal: **Leipzig** Berlin **Hamburg**
Petersstr. 8. Leipzigerstr. 101/102. Neuserwall 45.